ZU OTTE'S ERACLIUS

Georg Herzfeld

Burdach

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus- [illegible]

ZU OTTE'S ERACLIUS.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG

DER PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE

AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG

VORGELEGT VON

GEORG HERZFELD.

DARMSTADT.
BUCHDRUCKEREI VON G. OTTO.
1884.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

Meister Otte's Eraclius gehört zu einer Gruppe von Dichtungen, welche gleichzeitig mit den Meisterwerken der höfischen Erzählungskunst und unter ihrem unmittelbaren Einflusse zu Tage getreten sind. Hierher sind zu rechnen: Herbort's Trojanerkrieg, der Lanzelet des Ulrich von Zatzichoven, Athis und Prophilias, Albrecht's von Halberstadt Metamorphosen, Heinrich und Kunigunde, Moritz von Craon. Beinahe allen diesen Werken ist ein characteristischer Zug gemeinsam: das Gefühl einer gewissen Schwäche und Unselbständigkeit, welches sie ihren grossen Kunstgenossen und deren Leistungen gegenüber empfinden. Herbort z. B. „gesteht offen ein, dass sein innerer Beruf zur Dichtkunst nur klein und seine Absicht keine andere sei als die Zahl der Dichter zu mehren. sich selbst durch Fleiss und Uebung zu vervollkommnen“ (Frommann, Einl. p. XI). Aehnlich äussern sich Albrecht, Ebernand und Otte selber: und doch wird man bei genauerer Kenntniss seines Werkes über seine Leistung günstig denken, wofern Klarheit der Darstellung und feine Beobachtungsgabe sowie manche glücklichen Züge im Einzelnen bei der Beurtheilung als massgebend zu gelten haben.

Otte's Eraclius ist uns in zwei Handschriften erhalten:

1) Zu München (M), bezeichnet als Cod. germ. 57. Dieselbe enthält ausserdem das Gedicht von Mai und Beaflor und Veldeke's Eneide. Der Eraclius steht Bl. 134[b] bis 166[a]: es fehlen die letzten 428 Zeilen.

2) Zu Wien (W) in dem Cod. 2693 (olim 833 U [nivers.]), wo das Gedicht in eine Umarbeitung der Kaiserchronik aufgenommen ist. Diese Handschrift enthält den

in M fehlenden Schluss; dagegen ist hier die Vorrede, welche 140 Zeilen umfasst, als dem Plane des Ganzen nicht entsprechend fortgelassen. Die Handschrift enthält 112 Blätter kl. Fol., jede Spalte durchschnittlich 46 Zeilen. Sie ist durchweg von einer Hand geschrieben. Ein vorn eingeklebtes Blatt enthält die Nachricht, dass der Codex von Johann Faber, Bischof von Wiener-Neustadt und Rath des Kaisers Ferdinand I., im Jahre 1540 gekauft und dem Collegium zu St. Nicolaus in Wien geschenkt worden ist. — Ich habe beide Handschriften neu verglichen, ausserdem aber Massmann's eigenhändige Collation benutzt.

Das Gedicht ist bis jetzt zweimal edirt worden: zuerst von H. F. Massmann (als 6. Band der Bibliothek der gesammten deutschen Nationallitteratur) im Jahre 1842, dann von H. Graef (als 50. Heft der Quellen und Forschungen) im Jahre 1883. [1]

[1] Ich bemerke hier, dass meine Arbeit in den Hauptpunkten bereits abgeschlossen war, als G.'s Ausgabe erschien. Da seine Resultate von den meinigen gänzlich abwichen, hielt ich es nicht für nöthig, meine Arbeit aufzugeben.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

I. HANDSCHRIFTLICHE ÜBERLIEFERUNG.

a. ORTHOGRAPHIE DER HANDSCHRIFTEN.

Beide Handschriften (M allerdings in weit höherem Grade als W) tragen die Kennzeichen bairisch-östreichischer Mundart an sich. Was zunächst M angeht, so sind hier die neuen Diphtonge *ei* und *au* durchgeführt; z. B. *sein, geit, zeit : auf*, *daucht.* Niemals begegnet *eu*, es steht vielmehr theils *iu* (speciell in den Flexionssilben), theils *au*, *äu*. Diesem letzteren hat in der Vorlage jedenfalls *û* entsprochen: vgl. Formen wie *laute, chrautze, tausche*, *ersaufte, däutet* (653[1], neben *taute* 1106). Altes *ei* wird entweder durch *ai* oder durch *œi* vertreten; wir finden *paidiu, haizzet, laide* neben *wœist, gestœin, bœiten, œit.* Für *e* steht *æ* und umgekehrt: *gemære, tægeleich* und *gedechte*, *genedich, burgere.* Nicht selten ist auch in M der speziell im Bairischen nach Liquiden auftretende irrationale Vocal, z. B. *enphalich, swariz; geworeht, zorenleich.* Für *ie* steht vor Consonantengruppen oft blosses *i: brister*, *wilte, behilte.* In der Lautgruppe *iu* + *r* ist die bair. „Zerdehnung“ (Weinh. B. Gr. § 94) belegt durch die Schreibung *fiwer*, *tiwer.* *o* für gemeinmhd. *e* erscheint in *fromede, trohtin.* Vereinzelt steht die dialectische Form *verbargen* (1983). Endlich ist die Abneigung gegen den Umlaut in M bemerkenswerth: *bose, schone* erscheinen als Adjectiv- und Adverbialformen; im Præteritum der starken Verba heisst es: *suge, luge, betruge, gewunne.*

[1] Die Verszahlen beziehen sich durchweg auf die Massmann'sche Ausgabe.

Ueber die Consonanten ist weniger zu bemerken. *ch* vertritt überall die Tenuis an-, in- und auslautend: *chan, chnechte, denchen, mach*, *erschrach.* Für *sch* steht *sh*: *shalich, menshleicher.* Für *b* wird nicht selten *p* gesetzt: *preiten, apleip, prief.* *s* und *z* werden oft verwechselt, zumal in den Pronominalformen *daz, des* und *ez, es.*

Was die Flexion betrifft, so ist für M characteristisch, dass beim Adjectiv die Endung des Nomin. Sing. Fem. für den Accusativ massgebend geworden ist. Auch dies ist eine specifisch bairische Erscheinung (Weinhold, B. Gr. § 368). Beispiele: *grozziu* (21), *churtziu* (377), *solhiu* (3325); *diu* für die 736. 3298. u. ö. Apocope des auslautenden *e* findet sich fast ausnahmslos im Praeteritum der schwachen Verba, nicht minder in der Nominalflexion. Im Superlativ ist meist der alte Endungsvocal erhalten: *schonisten, weisiste, ze jungist.* Vgl. *is (= es)* 583, 84. Vom Possessivpronomen der dritten Person erscheinen stets die flectirten Formen.

Von W hat Graef in seiner Einleitung mit Recht bemerkt, dass der Dialect der Handschrift „ein fast ganz reines Mittelhochdeutsch“ ist. Immerhin ist an einigen Stellen die östreichische Mundart des Schreibers erkennbar. Für mhd. *û* steht bald *ou*, bald *au*. Bsp.: *broun, roumen* (: *saumen* 2369), *soure, geboure*; dagegen *haus, chaume, taus* (: *hus* 2467). *au* vertritt aber ebenso das mhd. *ou* (in *gelaube, auch*). Vereinzelt steht *ai* für mhd. *ei* (in *aine* 42), *ei* für *î* (in *geleistet* 1810). Häufiger ist *eu* für *iu,* aber nur in nebentonigen und Flexionssilben: *ich sageu, liebeu, starkeu, guteu* (doch auch *romishiu* 2866. 4132). *ie* tritt für *i* ein vor *ht*, speciell im Reime: *lieht, geschieht, gesieht, nieht.* Ueber das häufige Vorkommen des epenthetischen *e* vergl. Graef's Einleitung p. 4.

Es ist leicht nachzuweisen, dass die Münchener Handschrift aus einer mitteldeutschen Vorlage geflossen ist. Der Schreiber von M, der den bairischen Vocalismus ziemlich consequent durchführt, überträgt oft mechanisch die mitteldeutschen Formen in seinen Dialect. So finden wir: *laute* (72. 4512), *brautet* (2492), *sûdet* (2493), *tausche* (3710); so

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

steht *heil* (= *hil*) 682. Auch stossen wir an verschiedenen anderen Stellen auf ein md. *i* in Nebensilben: z. B. *angist* (439), *habite* (1231), *ubil* (2686), *gegin* (3145), *edileich* (3195). Wenn dann Graef (p. 5) das Vorkommen flectirter Formen des Possessivums *ir* dem bairischen Schreiber von M zur Last legt, so ist dies ebenso irrig wie die Behauptung, dass der Sprachgebrauch von M „stark degenerirt und mundartlich (bairisch) gefärbt sei." Grade im Mitteldeutschen begegnen die bezeichneten Formen früher und zudem auch häufiger als im Bairischen: z. B. im Friedberger Christ, im Arnsteiner Marienleich, im Grafen Rudolf, im Athis u. s. w. Cf. Weinhold, Mhd. Gr. [1] § 463. Vor Allem aber ist beachtenswerth, dass in M sich häufig Infinitive mit Apocope des *n* vorfinden: *besnide* (Prolog 133), *merè* (6), *lerne* (249), *bibene* (2845), *warme* (3780), *prenne, steinne, weinne* (3993, 94), *hûte* (4184), *beleibe* (4410). Dazu kommen einzelne mitteldeutsche Formen wie *alzois* (686), *moge* (1179), *diu gelust* (1913), *ich wan* (2638), *hoffen* (3292); *senchte* (1045) als Conj. Praet. (dagegen *erkande* 801. 1951). Endlich wäre noch auf die Behandlung des Reims in beiden Handschriften zu verweisen; doch davon an einer anderen Stelle. Ebensowenig lässt sich die Frage nach der Beschaffenheit der Vorlage von W schon hier erörtern.

b. VERHÄLTNISS DER HANDSCHRIFTEN.

Ich stelle das Resultat meiner Untersuchung voran und behaupte im Gegensatz zu Graef, dass W die jüngere und weniger zuverlässige Handschrift ist, und dass bei der Herstellung des Textes M zu Grunde gelegt werden muss.[1] Meine Beweisgründe sind folgende:

1) ein formeller Grund. Der Schreiber von W (oder dessen Vorlage) folgt der Gewohnheit jüngerer Hand-

[1] Lichtenstein irrt, wenn er in seiner Recension (DLZ. 1883, Nr. 37) behauptet, Haupt habe bereits die Superiorität von W. festgestellt. Dagegen spricht u. A. die Stelle Zeitschr. III, 162 unten.

schriften, indem er die Verse glättet und einen möglichst regelmässigen Wechsel von Hebung und Senkung herzustellen sucht. Die Beispiele sind ungemein zahlreich und lassen sich aus allen Theilen des Gedichts beibringen:

v. 3. *Gewaltich der chrone* M, *geweltiger der kr.* W.

17. *den verlornen ze troste* M, *den wir han erchorn ze tr.* W.

26. *ob ich ez rechte han funden* M, *ob ichz rechte han erfunden* W.

66. *daz si nie chindes wart swánger* M, *d. si ch. nicht w. sw.* W.

76. *daz nimt er im allez ze einem spil* M, *allez* fehlt W.

98. *du wirdest noch hinacht swanger* M, *d. w. n. hint sw.* W.

111. *grůn oder rot uar* M, *grunen oder rot gevar* W.

114. *daz chint sult ir da zilen* M. *des chindes soltu da geziln* W.

127. *die dez gerůchent* M, *die siner helfe ruchent* W.

130. *der engel schiet* (*cherte* W) *dannen* M.

148. *doch wœne ich ern tů* M, *doch wœn ich wol daz er entů* W.

173, 4. *do si daz het getan, si gie fur ir bette san* M. *do si daz allez het getan, do gie si fúr ir bette stan* W.

182. *als er sich da nider* M, *also schier er sich der nider* W.

196. *die es geren wellent verstan* M, *die ez ze rehte w. v.* W.

Vgl. weiterhin die Verse 224, 25. 251. 256. 281. 305, 6. 314. 377. 403. 407. 409. 504, 5. 650. 756. 855. 902. 982. 1012. 1211. 1283. 1329. 1393. 1439. 1540. 1585. 1623. 1686. 1691. 1728. 1832. 1835. 1879. 2041. 2229. 2318. 2368. 2418. 2643. 2711. 2739. 2907. 2929. 3050. 3157. 5207. 3292. 3399. 3440. 3519. 3663. 3672. 3720. 3773. 3851. 4025. 4034. 4181. 4256. 4405. 4451. 4488. 4546. 4684. — Dagegen hat M, wenn auch viel seltener, den glatteren Vers an Stellen wie 35. 112. 138. 140. 189. 287. 299. 357. 395. 438. 518 etc.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

Einige Male werden auch die in M häufigen klingenden Zeilen von 4 Hebungen mit überschlagender Silbe entfernt; so z. B. v. 62. 88. 233, 34. 291. 452. 473. 530. 619. 631. 1308. 1356. 2205. 2474. 3138. 4484. 4526.

2) W zeigt an nicht wenigen Stellen Missverständniss der Vorlage und in Folge dessen Verderbniss: auch mangelt es nicht an Flüchtigkeitsfehlern, wie sich aus nachfolgenden Beispielen ergibt:

In M heisst es v. 972 ff.

si chamen vnd giengen
fur iren herren den chaiser stan
der enphie si wol vnd fraget san
Eraclium der mere.

In W: der enphie si wol und fragte si san.
Eraclium d' mœre.

M (v. 1046): daz seil namen si sa ze stunt
vnd ander sein holden
die es geren tůn wolden.

W: vnd einer siner holden.

M (v. 2049): ir leip waz wol gehivre
daz herze an sivre.

W: ir herze als eine fiure.

M (v. 3988): es enwirt iu nicht so licht vergeben
dez seit ir sicher baide.

W: des sit vil schiere beide.

Ferner gehören hierher die Stellen v. 18. 52. 61. 109. 212. 264. 417. 436. 471, 72. 494—97. 531—34. 651. 699. 715, 16. 864. 900. 1024. 1066. 1196. 1296. 1394. 1450. 1494—97. 1645. 1738. 1780, 81. 1793. 1873. 1949. 2208. 2451. 2458. 2631. 2891. 2894. 2937. 2957. 3132. 3266. 3286. 3313. 3342. 3368. 3391. 3489. 3563. 3566. 3577. 3581, 82. 3663. 3697. 3714. 3843. 3900. 3902. 3904. 4017. 4028. 4040. 4046. 4054. 4109, 10. 4114. 4219. 4280. 4362. 4414. 4431. 4502. 4519. 4635. 4811. 5006.

3) In W finden sich eine ganze Menge Interpolationen, die aus verschiedenen Ursachen entstanden sind. Theils handelt es sich nur darum, den Gedanken weiter auszu-

spinnen und breit zu treten, theils darum, einen dem Schreiber nicht geläufigen Reim oder Ausdruck zu entfernen. Hin und wieder ist eine Interpolation auch durch Reminiscenzen bedingt, indem frühere Verse z. Th. wörtlich wiederholt werden.

V. 1379 ff. lauten in M:

do namen die chamerære
swie swære ez in wære
ir wage vnd ir lot
si werten den man als êr gebot
den gebauren sechzich march.

in W: do namen die chamerære
swie herte sie daz swære
ir wage vnd ir gelôto
daz taten si harte nôte
silber vnd golt rot
si werten den man als er gebot
den gebouren sehzec marche.

Dem Schreiber von W erschien v. 1381 zu kurz. Durch seine Aenderung wurde aber ein neuer Reim erforderlich, und daraus erklärt sich die Einschiebung. Die Ungereimtheit derselben geht schon daraus hervor, dass vorher (1356) nur von Silber die Rede ist, in dem die Summe gezahlt werden soll. — Vers 1962 heisst es von dem zur Frauenwahl ausgesandten Eraclius:

vnder in allen vant er nicht
als er geren wolde.

dagegen in W: vnder in allen vant er niet
eine der in gezæme
div dem riche rehte quæme
als er gerne wolde.

Hier ist die Interpolation durch frühere ähnlich lautende Stellen (1601. 1775) veranlasst. — V. 2946 ist von der Liebesqual der Kaiserin die Rede, dann von Parides:

M: es wær iv ze sagen ze lauch
wie si ir dinch an vie
Er chom hin heim vnde gie
in siner mûter chemenaten.

W: iv wære ze sagen alze lauch
wie sie ir dinch anevie
die naht entslief sie nie

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

harte erchomen sie alle des
nu vernemt wie Parides
des tages sin dinch aneviench
er kom hin heim und giench etc.

Aus der fast wörtlichen Uebereinstimmung der zweiten und sechsten Zeile in W ist ersichtlich, dass hier eine ungeschickte Interpolation vorliegt. In M dagegen ist alles in Ordnung, der Stil des Ganzen dem rasch fortschreitenden Gange der Erzählung entsprechend. — Weitere Interpolationen nehme ich an nach v. 172. 234. 514. 833. 1102. 1150. 1616. 1634. 1779. 1800. 1927. 2138. 2370. 2410. 2460. 2562. 2633. 2681. 2697. 2716. 2816. 3144. 3221. 3228. 3244. 3266. 3420. 3430. 3504. 3530. 3552. 3554. 3616. 3702. 3718. 3736. 3782. 3828. 3868. 3906. 4208. 4224. 4238. 4282. 4290. 4418. 4484. 4500. 4538. 4574. 4604. 4662. — Einige wenige Stellen bleiben mir fraglich; es sind die Zusätze nach v. 1640. 2530. 3166. 3840. Hier könnte W das Richtige überliefern, wie es thatsächlich hin und wieder zur Ergänzung von M dient.

4) Es fehlt in W nicht an Auslassungen und Verkürzungen. Auch hierzu haben auffallende Reime nicht selten Anlass gegeben (z. B. 3501, 2). Ein anderer Grund ist der, dass bei zwei gleichlautenden Reimworten der Schreiber von dem einen znm anderen übersprang (dies ist der Fall v. 4145—50). Weitere Beispiele sind folgende: von der Armuth heisst es v. 499 ff.

sie nimet lützel tûre,
sie enmache ûz fürsten gebûre,
ûz einem ritter einen kneht:
daz dunket sie allez reht.
sie râtet einem edelen wîbe etc.

Die ersten 4 Verse hat W hier weggelassen, indem der Schreiber von dem Anfangsworte der Zeile 499 zu dem gleichlautenden in v. 503 übersprang. In einem anderen Falle dagegen scheint blosse Nachlässigkeit vorzuliegen. v. 2711 reitet die Kaiserin inmitten ihres Gefolges zu dem Spiel:

dar umbe lie sie doch des niet,
sie tete als ir daz herze riet:

ez wære in liep oder leit,
sie gruozte die liute dâ sie reit.
ein nîgen heizet dicke ein gruoz
eins wîbes daz niht sprechen muoz.

Hier fehlen in W v. 2713, 14, wodurch das Folgende ganz unverständlich wird. Weitere Auslassungen zeigt W an den folgenden Stellen: 7, 8. 117—19. 143, 44. 159, 60. 226—28. 301, 2. 385—90. 419—22. 427, 28. 521, 22. 547, 48. 571, 72. 605, 6. 735, 36. 1266. 1268. 1393—95. 2247—50. 2879, 80. 3501—3. 3621, 22. 3723, 24. 3773, 74. 3843—46. 4141—46.

5) Eine Reihe von Versen bietet W in der unrichtigen Reihenfolge, was oft mit den Interpolationen der Handschrift zusammenhängt. Umgestellt sind die Verse: 25, 26. 31, 32. 235, 36. 237, 38. 531—34. 559, 60. 565, 66. 669, 70. 741, 42. 747, 48. 763—66. 845, 46. 1261, 62. 1781, 82. 2213, 14. 2503, 4. 2553, 54. 2683, 84. 2697, 98. 2745, 46. 3193—96. 3245—48. 3317, 18. 3421, 22. 3485, 86. 3569, 70. 3571, 72. 3883, 84. 4023, 24. 4329, 30. 4607, 8. 4613, 14 (nach 4604). 4649, 50. 4661, 62.

6) Besonders beachtenswerth ist noch ein Punct. Es zeigt sich nämlich, dass der Schreiber von W darauf ausgeht, ältere und prägnante Ausdrücke, die er in seiner Vorlage findet, durch jüngere und weniger bezeichnende zu ersetzen. Es mag dies auf das metrische Princip, dem er folgte, zurückzuführen sein: zum Theil liegt aber gewiss die Ursache darin, dass er jene Ausdrücke eben nicht mehr verstand. Als Beweis dienen folgende Beispiele:

24. *deines* (l. *sînes*) *dankes* M, *dankes* W. Der erstere Ausdruck veraltet im 13. Jahrhundert. Vergl. Haupt zu Erec [2] 9820. *dankes* steht übrigens noch 314. 3442.

37 ff. *er was harte rîche jugende* (l. *tugende*), *guotes unde witze. des heiligen geistes hitze het im sîn herze erzündet* etc. W setzt für *witze : hitze* die Reimworte *sinne : minne.* v. 40 kehrt aber wörtlich wieder Elis. 1709. 8066. Vergl. ferner

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

Leseb. [2] 191, 21. gold. Schmiede 1044 und Grimm's Vorrede XXX, 32.

63. *von einen schulden* M, *umb ein rede* W.

103. *ze spot solt du daz niht vervan* M, *du solt ez niht ze spote han* W.

109. W vermeidet hier wie 170 das Wort *spreiten.*

123. *Pitte* (*heiz* W) *ein messe singen* M.

142. *laz ich disses enstan den meinen man* M. *lazze ichz wizzen* W.

149. *gewizzen* M, *bescheiden* W.

229. *ein hertzog hiez Gotfriet* M, *der hiez G.* W.

281. *und heten sein grozen haz* M, *und trugen im vil grozen haz* W. Vgl. Trist. 4423.

430. *welhen wis* M, *in welher wis* W.

510. *zů dem si sich gesellet* M, *zv swem sich div* W (vgl. Ben. zu Iw. 3131).

558. *daz si sich begingen dester baz* M, *daz er sich betrvge* W.

627. *des reiches truchsæzz* M, *des cheisers tr.* W.

686. *alzois so tivre* M, *ze gvter mazze wise* W.

721. *ich bin wen wol so reich* M, *deiswar ich b. s. r.* W.

782. *mir engeswiche* M (im Reim 932), *michn irret* W.

845. *er marchet auf [her] vnd [dar] nider* M, *er gie für und wider den marchet vf vnd nider* W.

1214. *vazzen* M, *chleiden* W (cf. 626. 1706).

1250. *und lobten den tach, daz teidinch daz in geboten war* M: *vnd leisten den tach, der in von hof geboten was* W (1644 hat W allerdings auch das Wort *teidinc*, aber da steht es im Reime und war schwerer zu beseitigen).

1450. *zu dem reit er vnd erbeizte san* M, *vnd hiez in stan* W.

1461. *vnd heten sein deheinen zoren* M, *v. h. daz wol verchorn* W.

1551. *do was er der erste an daz zil* M, *zu dem zil* W (cf. Ben. zu Iw. 4665).

1582. *schier chom do ze mære sein witze* M, *do wart harte m.* W.

1609. *genuogen* M, *manigen* W (cf. 72. 414. 552).

1665. *reiner frouden phlegen* M, *mit reinen frœuden leben* W.

1824. *Auzzer gesteine* M, *von gesteine* W.

1834. *daz ich . . sunder bar nenne* M, *besunder* W.

1911. *besert* M, *beswœret* W.

1976. *Eraclius der mære* M, *gewære* W (dagegen 4103!)

Dazu kommen noch v. 2022. 2062. 2071. 2169. 2285. 2397. 2503. 2512. 2543. 2662. 2706. 2857. 3050. 3159. 3272. 3292. 3303. 3316. 3387. 3402. 3489. 3522. 3544. 3604. 3662. 3664. 3677. 3714. 3823. 3843—45. 3863. 4124. 4244. 4287, 88. 4310. 4370. 4458. 4519.

Ich lege auf diesen Punct darum besonderes Gewicht, weil er mir für die Superiorität von M mehr als alle anderen Gründe beweisend zu sein scheint. Unmöglich kann man doch glauben, dass der Schreiber einer Handschrift, die frühestens Ende des 13. Jahrh. entstanden ist, Ausdrücke und Wendungen in dieselbe eingeführt haben sollte, die alterthümlicher sind als die im Original stehenden. Ausserdem ist noch ein Umstand in Betracht zu ziehen, der zu Ungunsten von W spricht. Diejenige Gruppe von Handschriften der jüngeren Kaiserchronik, zu der W gehört, zeichnet sich besonders dadurch aus, dass sie (oder ihre Vorlage) sich weitgehende Aenderungen des Originaltextes erlaubt: und zwar zeigt sich auch hier wieder das Bestreben, die Verse möglichst zu glätten. Belege hierfür liefert fast jede Seite in Massmann's Ausgabe der Kaiserchronik. —

7) Wir haben schliesslich noch zu untersuchen, wie W sich den ungenauen und den dialectischen Reimen gegenüber verhält. In den folgenden Fällen hat W genauen Reim hergestellt, bezw. dialectische Reime beseitigt:

103. *vervân : stân* M, *hân : stân* W. — 591. *nâr : wâr* M, *næher : wâr* W. — 1665. *pflegen : râtgeben* M, *leben : râtgeben* W. — 1845. *ze guoter mâze : gesâzen* M, *mâzen : gesâzen* W. — 2041. *began : nam* M, *quam : nam* W. — 2547. *man : nam* M, *man : gewan* W. — 2585. *geswîgen : wîbe* M, *gedagen : sagen* W. — 2690. *gewinnen : keiserinne* M, *gewinnen : keiserinnen* W. — 3221. *sên : ergên* M; W ändert

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

des Reimes wegen die ganze Stelle. — 3271. *herte : ernerte* M, *herte : lêrte* W. Vgl. noch die Reime v. 3497. 3563. 3619. 3949. 4109. 4239. 4413. 4545. 4665. v. 59 hat W allerdings auch den genauen Reim, hier ist aber die Lesart in M zu verwerfen.

Ich füge gleich hier die Fälle ein, in denen M genauen Reim herstellt und dialect. Reime beseitigt:

293. *vernam : gewan* W, *vernam : kam* M.
2795. *gelaht : naht* W, *geleit : leit* M.
2871. *hân : hân* W. *hân : slân* M (nach Graef).

Beide Handschriften bieten Unursprüngliches:

447. *den hellewîzen : flîzen* M, *dem hellewîze : mit flîze* W.
731. *brâht : vorbedâht* M, *tâten : gerâten* W.[1]
[783. *zeiten : ich enbeiten* M, *zite : enbiete* W ?].
929. *geben : leben* M, *wegen : pflegen* W. Lies: *wegen : leben* (nach Massmann).
1365. *zehowen : gentrĩwen* M, *zebliͤwen : entriuwen* W. L. *zerhouwen : entrouwen* (vgl. den Reim v. 375).
1481. *îlen : mîlen* N W. L. *îlen : mîle* (Lachmann zu Iwein 554).
2565. *pheilen : weilen* M, *phile : wile* W. Lies *phîlen : wîle;* (letzteres reimt 4863 auf *er île*).
3285. *bringen : verdingen* M, *bringen : engen* W. Lies *bringen : verdringen* (oder *hengen?* cf. Prolog LXXVII).
4527. *getan : sahen an* M, *getan : san* (adv.) W. L. *getân : ane sân (= sâhen).* Cf. 4109. 4413. MFr. 45, 33.

Nun bleiben noch zwei zweifelhafte Fälle: 4103. *hêre : offenbære* M, *mære : offenbære* W. Dazu Prol. 69, wo

[1] Hier ist etwa zu schreiben:
daz scheiden wart dâ jæmerlich
daz sie von einander tâten,
doch sie'z vorbedâht hâten.
Beide Hdss. haben an der ziemlich seltenen Verwendung von *doch* (als Concessivpartikel mit dem Indicativ) Anstoss genommen und daher geändert. Beide haben das zweite Reimwort in den Vers gezogen. (B).

lêre : gemære reimt. In beiden Fällen wird ein Schreibfehler vorliegen. Denn aus *mære* kann, wenn in der mitteld. Vorlage, wie wahrscheinlich ist, *mere* stand, recht wohl *here* entstehen. Ebenso darf man wohl annehmen, dass in der zweiten Stelle *gemêre* zu lesen ist. Bietet sich doch auch sonst kein Anhaltspunkt dafür, dass der Dichter *ê : æ* gereimt hat.

Wir finden also hier bestätigt, was wir schon vorher ausgesprochen haben: dem Schreiber von W ist es vor Allem um die äussere Form, um glatten Vers und genauen Reim zu thun; ob aber durch dies Bestreben der Sinn und der Gedanke des Dichters abgeschwächt oder verkehrt wird, das ist für ihn nur von geringer Bedeutung. Hiernach glaube ich mich berechtigt, mein früheres Urtheil zu wiederholen: die Gestaltung des Textes in W ist nicht die ursprüngliche und kann bei der Constituirung derselben erst in zweiter Reihe in Betracht kommen.

Freilich ist nun auch die Ueberlieferung in der Münchener Handschrift nicht derart, dass dieselbe etwa ausschliesslich zur Grundlage bei der Textconstruction dienen könnte. Es zeigt sich, dass wir es hier mit einem ungebildeten Schreiber zu thun haben, der häufig einzelne Buchstaben und Worte falsch liest und nicht selten durch willkürliche Einschaltungen den Vers wie den Sinn zerrüttet. Aber grade wegen seiner Unkenntniss und Unsicherheit ist es wahrscheinlich, dass er sich im Allgemeinen nicht so weit vom Buchstaben der Ueberlieferung entfernt haben wird wie der Schreiber von W (bezw. dessen Vorlage): und so ist seine Abschrift für uns die wichtigere Quelle.

Betrachten wir nun zuerst die verderbten Stellen der Handschrift M. Es sind

a) Schreibfehler, meist nur einen Buchstaben betreffend.

Beispiele: Einl. 23 (*die phendunge*), 77 (*gungen*), 82 (*ǒch ich ḥes*), 84 (*dez*), 103 (*den*), 114 (*erbeiten*), 122 (*dristan*). Im Text v. 24 (*deines*), 39 (*jugende*), 88 (*ir ietweders*), 119 (*gewen*), 142 (*disses*), 214 (*gewarp*), 230 (*hivnt*), 285 (*tichten*). Vgl. ferner die Verse 396. 404. 451. 458. 602. 637. 707.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

737. 767. 776. 793. 848. 883. 901. 913. 923. 926. 931. 938. 945. 958. 980 u. a. m.

b) Der Schreiber hat in seinem Streben nach Deutlichkeit den Vers oft übermässig verlängert.

z. B. 375. *daz wir den tot so luczel an schouwen.*

500. *ich nemache uz einem fursten ein gebavr.*

Ausserdem v. 742. 880. 1162. 1518. 1921. 2078. 2354. 2410. 2567. 2741. 2967. 3505. 3706. 4238. 4572.

c) M lässt sehr häufig einzelne Worte, zumal Pronomina und Partikeln aus. Dazu kommen zahlreiche Missverständnisse und Flüchtigkeitsfehler. Vgl. in dieser Beziehung:

Einl. 17: *einen schatz gegeben* (fehlt *ouch:* nach Graef)

Text 73: *den er dez gûtes uil verleihet* (l. *got*).

115: *da von ich iv gesaget han* (l. *dir*).

116: *ir fruo ze chirchen gan* (fehlt *sult*).

Ferner: v. 162. 172. 213. 294. 372, 73. 377. 407. 494. 499. 503. 521, 22. 561. 646. 657. 671. 730. 767. 808. 879. 883. 931. 1016. 1033. 1069. 1141. 1156. 1162. 1226. 1272. 1316, 17. 1327. 1368. 1374. 1385. 1490, 91. 1544, 45. 1552. 1615. 1619. 1649. 1747. 1765. 1833. 2018. 2025. 2063. 2070. 2085 2093. 2117. 2180. 2203. 2244. 2259. 2263. 2305. 2433, 34. 2444. 2463. 2492. 2496. 2525. 2546. 2576. 2619. 2624. 2645. 2677. 2686. 2697. 2709. 2795—97. 2808, 9. 2811. 2836. 2858. 2868. 2872. 3002. 3010. 3114. 3121. 3268. 3432. 3472. 3479. 3518. 3535—37. 3592. 3662. 3734. 3754. 3867. 3933. 3938, 39. 3949, 50. 4084. 4182. 4248. 4279. 4332. 4361. 4402. 4409, 10. 4448. 4530. 4636. 4646. 4703.

Die Interpolationen in M sind nicht sehr zahlreich. V. 25 ff. lauten in M:

ze den selben stunden
ob ich es rechte han funden
do der herre Foras
ze disen eren chomen was
vnd im daz reiche waz vndertan.
do was also ich es vernomen han
vnd ez ouch wol gesagen chan
ze rome ein uil reicher man.

Hier scheinen die Verse 27—30 ein müssiger Zusatz des Schreibers von M zu sein, der in W auch fehlt. Ebenso scheint W auch an einigen anderen Stellen das Rechte bewahrt zu haben, besonders in dem Dialog zwischen Parides und Morfea (v. 3019 ff. 3033 ff. 3054 ff.), wie Graef (p. 10) nachgewiesen hat. Ausserdem kommen nur zwei Stellen in Betracht, nach 604 und 734.

Für die Auslassungen von M zeugt folgendes Beispiel:

1115. es was ie der bosen sit
daz si got gehazze.

Dazwischen hat W die Verse:

daz si den gûten vbel sprachen
vnd enwesten waz si an in rachen,

was unzweifelhaft richtig ist. M ist hier nämlich von 1116 zu 1118 übergesprungen, weil beide Verse mit dem nämlichen Worte beginnen. Ferner sind hierher zu rechnen: die Verse 2107—10. 2273—80. 2528 (danach 2 Verse). 2634—37. 2995—3000. 3168—76. 3535, 36.

Endlich zeigt M unrichtige Reihenfolge in den Versen 131, 32. 569, 70. 1977, 78. 3421, 22. 3823, 24. 4023, 24. 4563, 64. Unter den von Graef als zweifelhaft aufgeführten Stellen werden übrigens manche besser mit M gelesen, z. B. die Verse 3773, 74. Die Kaiserin erklärt, sie glaube nicht, dass Parides mit seiner Liebesbetheuerung es ernst meine:

ich fürhte, geselle, ez sî dîn spot.

Darauf erwidert Parides (nach W):

lüge ich, daz wære missetân.
die rede sult ir, frouwe, lân.

Diese Reihenfolge ist unpassend; es ist viel sinngemässer, wenn Parides erst den Verdacht der Kaiserin ablehnt, ehe er seine Wahrhaftigkeit versichert.

Zum Schlusse ist noch etwas über das Verhältnis der Handschriften zum Original zu sagen. Graef hat aus den gemeinsamen Fehlern von MW, die theils von Haupt, theils von ihm selber nachgewiesen worden sind, mit Recht geschlossen, dass beide aus einer und derselben Quelle geflossen sind, welche ihrerseits aus der Originalhandschrift

C. v. Nägeli, Mechanisch physiologische Theorie der Abstammungslehre. 553

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

hervorgegangen ist. Dagegen vermag ich ihm nicht in allen Einzelheiten zuzustimmen. Zunächst glaube ich, dass v. 145, wo Graef statt *bôsheit* — *lôsheit* zu lesen vorschlägt, die Lesart von MW doch einen recht guten Sinn gibt; im französischen Text entspricht genau das Wort *vilounie* (191: in B steht freilich *legerie*). In v. 1416 wird *„schein“* gegen Haupt beizubehalten sein. Eine andere Stelle, wo es unserem nhd. *„scheinen“* entspricht, findet sich im Partonopier. Dort heisst es v. 10522 von einem Löwen:

doch wizzet daz er mager schein,
des in betwanc sîn breste.

Auch Lichtenstein in seiner oben angeführten Recension von Graef's Ausgabe vertheidigt die handschriftliche Lesart.

Ich glaube noch einige Stellen beibringen zu können, in denen die Vorlage von MW entschieden verderbt war. Eine Stelle, in der ein gemeinsamer Fehler der Handschriften vorliegt, hat Graef übersehen. M liest 3592, 93:

mit golde waz beslagen al
ir mantel genuh gût.

W dagegen: mit golde beslagen vber al
ir mantel was harte gût.

Schon Haupt hat *„was“* an dieser Stelle für überflüssig erklärt; weiter hat dann Behaghel (zur Eneide 5260) durch Beispiele gezeigt, dass das Hilfszeitwort in derartigen Schilderungen fehlen kann. Einen zweiten Fehler in der Vorlage glaube ich v. 2800 annehmen zu dürfen. Die Stelle lautet in M:

mich enwelle got von himel bewarn
meine sinne vnd meine witze.

In W: mich enwelle von himel got bewarn
min sinne und min witze.

Das erste Wort hat Massmann gewiss richtig in *„mir“* gebessert. Auch v. 2433, 34 und 3286 scheint die Vorlage bereits einen Fehler enthalten zu haben, den die beiden Handschriften auf verschiedene Weise zu entfernen suchten.

Wenn wir vorher auch Graef's Hauptresultat acceptirt haben, so müssen wir doch in einem Punkte von ihm abweichen und auf unsere vorausgehende Beweisführung

gestützt behaupten, dass M wegen der grösseren Alterthümlichkeit der Sprache und des Versbaus der gemeinsamen Vorlage entschieden näher steht als W. Demgemäss ist M bei der Textconstruction in erster Reihe heranzuziehen, W aber stets da zu berücksichtigen, wo es sich um offenbare Fehler, Entstellungen oder Auslassungen in M handelt.

Nach einer Stelle, die in W allein vorliegt, möchte man fast vermuthen, dass nicht M und W dieselbe Vorlage benutzten, sondern dass dem Schreiber von W eine Handschrift vorlag, die aus derselben Quelle wie M geflossen war, jedoch bereits eine Reihe von Entstellungen und Interpolationen enthielt. Die betreffenden Verse stehen 4653 ff. und lauten in M:

> Eraclius innerchleiche rief
> ze seinem schæphære
> daz er im genædich wære
> vnde im ze helfe chæme
> als seinem namen gezæme.

W kehrt die letzten Verse um und schiebt zwei neue ein:

> als ez sinem namen zæme
> vnd im zehelfe quæme
> als er wol bedorfte
> wan er got sere vorhte.

Das Verkehrte dieser Interpolation ist einleuchtend, auffallend aber ist der Reim, der von dem östreichischen Schreiber von W gewiss nicht herrühren kann. Sollte demnach wohl die Vorlage von M noch von einem mitteldeutschen Schreiber benutzt worden sein, der diese Verse einfügte, und ist erst dessen Abschrift die Vorlage von W geworden? Diese einzige Stelle genügt noch nicht, um meine Vermuthung sicher zu stellen, und weitere Anhaltspunkte habe ich nicht gefunden.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheo-

II. DIE HEIMATH DES GEDICHTES.

Ueber diesen Punkt sind bis jetzt ganz verschiedene Ansichten geäussert worden. Lachmann (Anm. zu Iw. 4928) glaubte, dass das Gedicht dem Alexanderliede örtlich nahe stehe, also an den Mittelrhein gehöre. Weinhold dagegen führt das Werk unter den Quellen zu seiner alemann. Grammatik (p. XII) auf. Martin (Wackernagel, Lit. Gesch. [2] p. 235, Anm. 26) nahm an, der Eraclius sei in Hessen entstanden. Dem widersprach Behaghel (Einleitung zur Eneide CCIII), weil er im Reime die Bindung von *ô (o)* und *uo* vor *r* vermisste, welche ein Characteristicum des Hessischen ist. Graef endlich kommt auf Martin's Ansicht zurück, und es ist ihm auch, wie ich glaube, gelungen, den Dialect des Gedichtes als hessisch nachzuweisen. Es wird meine Aufgabe sein, diese Aufstellung noch weiter zu begründen und zu sichern. Vorher aber scheint es nöthig, einen Blick auf die Stellung zu werfen, welche der Dichter gegenüber der mhd. Schrift- und Literatursprache einnimmt.

In dieser Beziehung ist eine Stelle des Prologs wichtig und interessant. Es heisst da folgendermassen:

CXXIV. die guoten tihtære
bite ich durch ir êre
unt durch got michels mêre
daz sis rehte nemen war,
swâr ich dar an missevar
von swaches sinnes krefte,
CXXX. daz si ez mit meisterschefte
mir helfen vollefüeren,
rihten unde stiuren,
behouwen unde besnîden.
daz suln si niht vermîden
und habenz ze keinem spotte.

Man könnte zunächst versucht sein, diese Ausdrücke auf den Inhalt der Erzählung zu beziehen, aber einer derselben kommt im Gedichte wieder vor (*verse rihten* 285) und bezeichnet dort ganz unzweifelhaft eine metrische Correctur. Auch an der obigen Stelle dürfen wir also

dieselbe Bedeutung annehmen, und daraus ergibt sich für unseren Dichter die schon im Eingang erwähnte Thatsache: Otte wie noch mehrere seiner dichtenden Zeitgenossen empfindet es deutlich, dass er mit der hohen Entwicklung der Literatur, die auch an die technische Fertigkeit der Dichter grössere Anforderungen stellte, nicht gleichen Schritt zu halten vermag. Er beugt also von vornherein einer absprechenden Kritik vor, indem er sich wegen seiner Ungewandtheit entschuldigt. Wo soll sich aber diese Ungewandtheit deutlicher zeigen als im Reime? Wir glauben wirklich zu bemerken, dass Otte sich bemüht dialectische Reime zu vermeiden. Er strebt der Vollkommenheit der höfischen Dichtkunst nach, verfällt aber dabei nicht selten dem Zwange seiner heimathlichen Mundart. So kommen zahlreiche Doppelformen zu Stande, die zum Theil der Schriftsprache, zum Theil dem Dialecte des Dichters zuzuschreiben sind. Um dies zu veranschaulichen und um zugleich für die örtliche Fixirung des Dialects Material zu gewinnen, lasse ich eine Uebersicht über die bemerkenswerthen Laut- und Flexionsformen folgen, wie sie sich aus der Betrachtung der Reime ergeben.

Vocale:

Kurzes und langes *a* reimen auf einander: 1) vor *n: ane vân : man* 141, *hân : gewan* 227, *zeran : sân* 555, *an : gân* 1207, **undertân : man* 4891, **sân : man* 5001 [1]. 2) vor *r*: *nâr : engetar* 1145, *wâr : getar* 2147. 3127, *anderswâr : dar* 2677, *beswârte : bewarte* 4171. 3) einmal vor *t: pârât : stat.* 4) *gedâht : naht* 2213, 2555, 2595. Im Dialect des Dichters wurde *a* vor *t* wie vor *ht* verkürzt.

Dass der Umlaut des *a* durch Doppelconsonanz aufgehalten wurde, beweisen die Reime *langer : swanger* 65. 97, *langer : anger* 597. Dies ist aber nur beim Adverbium der Fall.

e ist nicht durchweg rein bewahrt. Zunächst werden, was auch bei genauer reimenden Dichtern vorkommt, *e* und

[1] Die mit einem Stern bezeichneten Reime sind derjenigen Partie des Gedichts entnommen, die nur in W erhalten ist.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

ë nicht überall geschieden. Es reimt einerseits: *wëllet : gevellet* 469, *unrëhte : geslehte* 543, *vëlt : gezelt* 1259. 1747. 4477, *entwërt : beschert* 2631, *rëhte : geslehte* 1317. 4427, *dëgene : engegene** 4759; andererseits: *phert : gewërt* 2691, *phert : gërt* 1437, *besten : wësten* 1505, *vegen : rëgen* 4481.

Eigentliche Apocope des *e* ist selten. Es reimt v. 731 in M das Praeteritum *brâht(e)* auf *vorbedâht:* aber diese Stelle ist unsicher. Im Uebrigen wählt der Dichter bei Doppelformen meist die kürzere. Bsp. *wît : samît* 1829, *wît : sît* 2353, *fiur : stiur* 3501, *dan : dran* 4253 etc.

i ist nicht durchweg rein bewahrt. Es finden sich einige Reime von *e : i.* Vgl. *verhengen : bringen* Prol. 77; v. 3285 (hier nach meiner Conjectur: vgl. p. 13), *verenden : widerwenden* 1141 (md. = *widerwinden;* vgl. Ernst B. 3486. Schachzabelb. 268, 11). Daneben erscheint das schriftsprachliche *bringen,* wie die Reime *phendinge : bringe* Prol. 23, *bringe : tegedinge* 1643 beweisen. Wie der Reim *enbirt : wirt* 2157 aufgefasst werden muss, ist zweifelhaft. *wirt* kann aus *wirdet* verkürzt sein: das Verbum *wirden* ist nur einmal (Trist. 8401) in der Bedeutung „würdig sein“ belegt. Es mag eine Neubildung Gottfrieds sein, wie *ameiren, amuren, geherzen, tugenden* u. a. m. Aus diesem Grunde und weil man dem Dichter eine solche Syncope im Reime nicht zutrauen darf, ist eher das Adjectiv *wërt* einzusetzen.

Kurzes *i* reimt mit langem *î:* 1) in Eigennamen. *Gotfrit : lît* 229, *Athânais : wîs* 2311. 2545. 2703. 3181. 3617, *Athânais : prîs* 2295, *îs : Athânais* 2805. 2) vor Lingualen. *sîs : gewis* 695, *sin : în* 1151. 3731, *baradîs : gewis* 3949.

Reime von *o : ô* nur in folgenden Fällen: *wort : gehôrt* 137. 2405, *wort : erhôrt* 3431 (dies allgemein mitteldeutsch), ferner *Myriados : erbelôs* 69. Auch hier zeigt sich wieder Abneigung gegen den Umlaut; es reimt *ich hôre : der tôre* 4919. Hierher zu ziehen ist der Reim *schône : krône* 1891, wo man *schône* allerdings auch als Adverb ansehen kann. Ausserdem *nôten : tôten* 1395, ein Reim, der ebenso im H. Ernst. B. 3873 vorkommt. Im Particip der schwachen Verba erscheinen nur die syncopirten Formen ohne Umlaut: *bestôrt : gehôrt* 4251, *trôst : erlôst* 485, *: belôst* 1339.

Der Name *Eraclîus* erscheint im Reime auf *hûs* 745. 1579. 2031. Sonst reimt nur *ûf* auf *huf* 3683. Aber im Dialect des Dichters wurde gewiss *uf* gesprochen, wie noch heute in vielen Gegenden Mitteldeutschlands. Vgl. Weinhold, mhd. Gr. [1] § 50. — *o* für *u* nur in dem Worte *fromen*, welches stets im Reim auf *komen* oder *genomen* erscheint. Auch dies ist eine mitteldeutsche Eigenthümlichkeit.

Ob auch bei *u* der Umlaut immer und überall fehlt, lässt sich wegen des Mangels an beweisenden Reimen nicht ermitteln. Nur so viel scheint festzustehen, dass vor einer Verbindung von Liquida mit Muta der Umlaut ausbleibt. Dies betrifft in erster Reihe den Conj. Praet. der starken Verba. Vgl. die Reime *stunde : kunde* 251, *funden : kunden* 1767, *kunde : funde* 2055, *underwunden : kunden* 2205; wohl auch *verdurbe : erwurbe* 1391. —

Diphthonge:

iu wird mit *ou* im Reime gebunden. Bsp. *schouwen : getrouwen* 375, *zerhouwen : entrouwen* 1365 (wo W ändert). Andrerseits reimt *triuwe* auf *riuwe* 2019, *riuwen* auf *getriuwen* 3701, *geriuwen : entriuwen* 3817 u. s. w. Der Umlaut scheint auch hier zu fehlen; vgl. *gefrouwet : bestrouwet* 4549 (*gefraut : bestraut* M).

uo wird mit *û* gebunden: *zuo : slaefes dû* 93, *zuo : nû* 1943. 3489, *ich entuo : nû* 3359, wo überall für *uo* *û* einzusetzen sein wird. Dass auch *uo* dem Umlaut sich entzog, zeigen die Reime *behuote* (cj.) *: muote* (ind.) 2035, *guoten : behuote* 4665 (dieser nur in M). Es mag trotzdem der Umlaut *üe* bestanden haben, aber beweisen lässt sich weder das eine noch das andere. Von den Handschriften schreibt M meist *ů*, W dagegen meist *ú*.

Besonders hervorzuheben ist der Reim *vollefüeren : stiuren* Prol. 131; denn aus demselben ist zu schliessen, dass in dem Dialect des Dichters *iu* und *uo (üe*) mit *û* zusammengefallen sind. Es ist zu beachten, dass dieser Reim nirgends ausserhalb des Prologs wieder vorkommt, in dem die dialectischen Reime am häufigsten auftreten (8 unter 70 Reimpaaren).

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheo-

Consonantismus:

Hier ist in erster Linie die Behandlung des hochd. *h* zu beobachten:

1) im Auslaut schwindet *h*. Bsp. a) nach Vocalen *nâ : Cassiniâ* 295. 361, *dâ : nâ* 1295. 1529. 3797, *nâ : sâ* 1745. 2539. 3747, *hô : strô* 2061. b) nach *l*. *enphal : stal* Prol. 7, *spil : bevil* 3495.

2) im Inlaut fällt *h* gleichfalls aus: a) nach *l*. *beveln : steln* Prol. 25. 2443, *verholn : bevoln* 255, *bevoln : doln* 2219, *beveln : heln* 3093, *bevoln : verdoln* 3451.

b) vor *t*. *schiet : niet* 367. 1961, *guot : entschuot* 1533, *geschiet : beriet* 2005, *niet : riet* 2711. 2853, *ane siet : liet* 4487. *diet : niet* 4517. Dagegen wird man v. 1107. 2141 *geschiht : niht*, v. 2339 *ensiht : niht* anzusetzen haben, worauf auch die Schreibung der Handschriften führt. Denn dass die gewöhnliche Form dem Dichter ebenfalls geläufig war, beweisen Reime wie *niht : enwiht* 1187. 1483, *ze nihte : algerihte* 2013, *mit nihte : gerihte* 4121.

c) Ganz allgemein ist der Ausfall des *h* in der Stellung zwischen Vocalen. Die Reimbelege sind in zwei Gruppen zu sondern, je nachdem Contraction eintritt oder nicht. Der erste Fall ist der bei weitem häufigere.

α) *ane vân : hân* Prol. 31, *enphâst : lâst* Prol 55, *wân : ane vân* Prol. 63, *vervân : stân* 103, *enphân : getân* 205, *lên : flên* 467, *nâr : wâr* 591. 4063, *fürwâr : nâr* 657, *erslân : hân* 1179, *slân : getân* 1571, *wân : enphân* 1655, *zên : flên* 1917, *slân : lân* 2173, *vât : lât* 2483, *slân : enphân* 2563, *hân : hân* (nach Graef) 2871, *sân : aderslân* 3033, *sên : ergên* 3221, *hân : versmân* 3301, *gên : flên* 3399, *slân : wân* 3439, *ane vân : sân* 3491. 4675, *getân : versmân* 3839, *ane vân : lân* 4109, *undertân : ane vân* 4413, *getân : ane sân (= sâhen)* 4527, *missetân : slân* 4573, **stân : vân* 5083. — Dagegen finden wir auch Reime wie *gâhen : nâhen* 889, *vervâhen : nâhen* 3217, *nâhen : sâhen* 3309, bei denen eine Contraction schon des Versmasses wegen nicht wohl möglich ist. Aus demselben Grunde könnte man versucht sein, in zwei der oben angeführten Fälle (467. 1917) die vollere Form einzusetzen: indessen ist dies nicht unbedingt nöthig.

β) An einigen wenigen Stellen haben wir dann Ausfall des *h* ohne Contraction: *wîen : amîen* 2235, *zîen : erzenîen* 2991. 3313. Cf. Erec 1339. 4248. Lanz. 1939. Lachm. zu Iwein 6444. In anderen Fällen hat sich *h* gehalten (*verlîhet : verzîhet* 73, *lîhen* : *verzîhen* 2285).

Endlich ist noch der Reim *ahte : machte* zu erwähnen, der 483 1675 vorkommt. Dieser Reim erscheint oberd. nur noch bei Konrad von Würzburg und in der guten Frau (Sommer zu Flore 1085).

Zwei auslautende *c* verschiedenen Ursprungs werden bei unserem Dichter, wenn auch selten, im Reime gebunden. Bsp. *erschrac : lac* 133. 241. 3141, *gesmac : lac* 1119.

Für die Behandlung des auslautenden *z (s)* beweist der vereinzelte Reim **saz : Cosdroas* 4897 nichts, da auch hier wieder der Eigenname in Betracht kommt.[1]

d steht ausnahmslos nach Liquiden für oberd. *t*. Bsp. *wolde : holde* 207. 4443, *vergolden : holden* 1429, *solde* : *golde* 1823, *wolde : golde* 1963. 3877, *alde : balde* 3375. 3703, *gewalde : balde* 4395; *bisande : sande* 751, *sande : lande* 2365. 4565. Für *m* und *r* fehlen die Reimbelege.

Wir reihen hieran die consonantisch ungenauen Reime: *d : b. mîden : trîben* 2433. — *g : b. wegen : leben* 929, *pflegen : râtgeben* 1665. — *d : l. genædic : sælic* 3189. — *m : g. vernâmen : pflâgen* 2683. — *m* : *n. vernam : gewan* 293, *began : nam* 2041, *man : nam* 2547. — Ein Buchstabe ist nicht berücksichtigt in dem Reime *widere : biderbe* 4239.[2]

Nicht selten erscheint ein überschüssiges *n* im Reime. Folgende Beispiele sind anzuführen: *hellewîze : flîzen* 447, *vervienge : giengen* 971, *îlen : mîle* 1481, *mâze : gesâzen* 1845, *phîlen* : *wîle* 2565, *gedæhte : æhten* 2657 (Graef p. 25), *beginnen : minne* 3619, *stunde : begunden* 4545, *guoten : behuote* 4665. Unsicher ist es, ob man 2019 *triuwe : herzeriuwen* schreiben darf. Haupt, der die Reime dieser Art sämmtlich

[1] Wahrscheinlich ist hier *Cosdroas* zu streichen und es reimte *saz : daz* (B.).

[2] Dieser Reim ist im 12. Jahrh. besonders beliebt gewesen; vgl. z. B. pf. Konr. 276, 5. Erinn. 427. Graf Rudolf 28, 12. Wernh. Mar. 156, 12. Eilh. 5773. 6695. Kudr. 757, 1.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheo-

aus dem Gedicht entfernt wissen will, setzt hier wohl mit Recht die starke Form *riuwe* ein. Eine doppelte Ungenauigkeit zeigt der Reim *geswîgen : wîbe* 2585. Uebrigens haben wir schwerlich hier überall Apocope des *n* anzunehmen, da, wie wir sehen, die Zahl der ungenauen Reime keine geringe ist.

Flexion. 1) Nomen.

Hier ist nur die Behandlung des Dat. Sing. der starken Flexion bemerkenswerth. Im Allgemeinen lässt sich beobachten, dass einsilbige Stämme die Endung verliereu, mehrsilbige sie beibehalten. Z. B. *gewalt* 219, *art* 363, *hant* 727. 913. 1303, *grûz* 1077, *brust* 1914, *stunt* 2823; dagegen *krefte : meisterschefte* Prol. 129, *heidenschefte : krefte* 4257 (beide Male auch durch das Metrum erfordert), *kristenheite : geleite* 4279. Durchgreifend ist diese Regel aber nicht; vgl. *zewâre : jâre* 263, *lande : gewande* 1707, *muote : huote* 2393, *guote : muote* 3171, andrerseits *(ûz dem) baradîs : gewis* 3949.

Neben einander finden sich die Femininformen der Substantiva auf *în* und *inne*. Belege im Reim: *ich gewinne : keiserinne* 1923, *hinne* (*hinnen* W) *: der keiserinne* 2427, *gewinnen* (inf.) *: der keiserinne* 2689, *sinne : küniginne* 3179 etc. Ist hier die schwache Flexion eingetreten, welche als specifisch mitteldeutsch gilt (Weinh. § 443)? Die Form auf *-în* erscheint im Reime 2101. 2727. 2921. 3135 u. ö.

2) Verbum.

Die 1. Pers. Sg. Praes. weist einmal die Endung *-en* auf: 783 reimt in M *ich enbîten : zîten*. Es liegt hier nahe *enbîte* und *zîte* zu schreiben, und in W ist dies allerdings geschehen: aber diese Handschrift ist unzuverlässig, da sie, wie wir oben bemerkt haben, in der Mehrzahl der Fälle die dialectischen Reime ändert.

Eine Reihe von Reimen zeugt dafür, dass in der 2. Person der Dichter die alte Form auf *-s* (*-es*) bewahrt hat. Vgl. *bis : peccatôris* Prol. 43, *kindes : bevindes* 99, *bis : gewis* 311. 1611, *sîs : gewis* 695, *sîs : wîs* 681. 1165. 3827. *4979, *muotes : guotes* 917. 3843. Freilich finden wir auch *hâst :*

lâst 463. 767. 1489, *enphâst : lâst* Prol. 55, aber diese Reime sind nicht beweisend.

An drei Stellen geht die 3. Pers. des Plur. auf *-en* aus: *vernemen : gezemen* 1653, *haben : durchgraben* 2399, **gesellen : zellen* 5043. In den beiden ersten kann allerdings der Conjunctiv vorliegen.

Eine relativ seltene Bildung ist die der 2. Pers. Sg. Praet. *gedæhte : fürbræhte* (Prol. 41). Vgl. dazu Weinhold, Mhd. Gr.[1], § 390.

Der flectirte Infinitiv erscheint ohne Endung. Einziger Reimbeleg *ze sagen : gedagen* 231; häufiger im Versinneren (157. 189. 195. 349. 825. 2005. 2256. 2946. 4208). Dagegen steht *z'enberne : gerne* 477.

Im Partic. Praes. erscheint die Form **zeherunden* 4999, wo sie dem Schreiber von W zufallen kann; im Part. Praet. einmal die alterthümliche Endung *-ôt* (*nôt : gemarterôt* *5041). Ebenso nur ein einziges Mal die syncopirte Form *gelaht* (*: naht* 2795), während die Form auf *-eit,* da sie zum Reim bequem war, durch mehrere Beispiele belegt ist. Es sei hier beiläufig bemerkt, dass der Dichter die verkürzten Formen wie *gît, lît, treit* gern als Reimworte gebraucht.

Zu einzelnen Verben noch einige Bemerkungen:

komen. Im Praeteritum nur die *a*-Formen, wie die Reime zeigen. Die Handschriften setzen oft *o.*

soln. *sal : al* 1933 (allgemein md.); daneben *sol : wol* 2156. 2797.

wellen. 2. Sg. *du wil : vederspil* 2519, *: spil* 3923.

haben. 2 Sg. Praet. *hæte* Prol. 16. Die vollere Form *habete* im Reim auf *drabete* 1231. Die kürzere (*hâte, hete*) erscheint nicht im Reim, wird aber an verschiedenen Stellen durch das Versmass verlangt.

tuon. *zuo : wie du tuo* 3185. Ueber diese Form vgl. J. Grimm, kl. Schr. I, 316. Haupt zu Erec[2] 4968. *ich entuo : nuo* 3359 ist bereits früher erwähnt.

gân und *stân.* Die *a*-Formen überwiegen bei weitem. Im Praet. Sing. heisst es ausschliesslich *gie* (im Reime auf *lie, knie, die, nie*). Im Particip Doppelformen: *zergân* 2915, sonst *gegangen, ergangen* (935. 2791. 3231 u. ö.).

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

3) Adjectiv und Adverb.

Auch hier sind zuerst einige Doppelformen zu verzeichnen: *vast : gast* 2499, **vast : gebrast* 4709, daneben *veste* im Versinnern 4693; *hart : wart* 2543, aber *herte : ernerte* 3271. — Bei Adverbien: *sâ* und *sân* (dies häufiger, im Reime 23 mal vorkommend), *mêre* und *mê*, *sint* und *sît*, *niht* und *niet*. In der zusammengesetzten Form finden wir für das Adjectiv nur *-lich* (im Reime auf *mich, dich, sich*), für das Adverb nur *-lîche* als Endung.[1] M überliefert zwar *ertrîche : lûterlîchen* 3199: aber schon Haupt hat hier die richtige Form eingesetzt. Vgl. dazu den Reim *wislîche : in ertrîche* 3095. Noch ist zu bemerken, dass in M mitunter die starke Form des Adjectivs steht, wo im Nhd. die schwache angewandt wird; z. B. *von dîner heiliclîcher gebe* Prol. 29, *mit manigem kleinem borten* 1809, *mit sîner ellenthafter hant* 4244.

4) Pronomina.

Die Inclination des Personalpronomens scheint beliebt zu sein. Es erscheint im Reime *hirz : mir'z* 1313, *wirs : mir's* 2373, *mich's : dich's* 3057. Als Genit. des Masc. und Neutr. wird *es* und *sîn* gebraucht; die Handschriften verfahren hier wie immer sehr willkürlich (Lachmann zu Iw. 2105. 2215). Die Femininform ist *sie* (im Reime 2319. 3429. 3929. 4161), niemals *sî* oder *siu*. Zu beobachten die vollere Form *deme* (*: gezeme* 1289).

5) Zahlwort.

Hier ist nur die Form *tûsunt* auffallend (*: stunt* *5117). Dieselbe kommt, wie es scheint, nur bei alem. und md. Dichtern vor (Weinh., Mhd. Gr. § 320, Alem. Gr. § 326).

Ich gehe jetzt zur Bestimmung der Heimath des Gedichtes über. Wenn ich mir vorher Graef's Resultat aneignen durfte, so bin ich doch nicht mit der Art und Weise einverstanden, wie er dazu gelangt ist. Wenn man die Reime des Eraclius mit denen im Trojanerkrieg Herborts vergleicht, so muss ein negatives Resultat herauskommen;

[1] Manchmal scheint durch das Metrum die Form *-lich* gefordert: z. B. *frôlich* (1212), *niulich* (1597. 4382), *gewislich* (3462), *billich* (3853).

man wird höchstens soweit gelangen, dass man das südliche oder westliche Mitteldeutschland als Heimath bezeichnen kann. Ich schlage ein anderes Verfahren ein, indem ich ein Paar Gedichte zur Vergleichung heranziehe, die örtlich ebenso fixirt sind wie das Werk Herborts, deren Reime andrerseits denen des Eraclius noch genauer entsprechen. Es sind dies die Erlösung und das Leben der h. Elisabeth, beides bekanntlich Werke eines und desselben Dichters, welcher der Gegend von Marburg angehört.[1]

Ich führe in meiner Uebersicht von jedem Reime nur ein Beispiel an, wobei ich zumeist auf die Anmerkungen der Herausgeber verweisen kann. Zunächst die mit dem Eraclius übereinstimmenden Reime.

Vocale: *a : â*[2]. *gehorsam : râm* Elis. 3269 u. ö.; zur Erl. 80. Vgl. auch *brâhte : mahte* Erl. 5776. — *i : î. Sîfrit : zît* Elis. 9725, *grîn : hin* Erl. 925. — *o : ô. lôn : von* Elis. 2387, *von : Babilôn* Erl. 5830. — *u : û.* [*ruch : brûch* Erl. 1233. 5714. Zweifelhaft: cf. Germ. VII, 4]. — *e : i. merke : wirke* Elis. 7464; zur Erl. 5732. — *o : u. Bitterolt : ungedult* Elis. 195; zur Erlös. 516.

Diphthonge: *iu : uo (üe). lûde : gûde* Elis. 431. *frûnt : tûnt* 1719. — *uo : û. dû : zû* Elis. 931 u. ö.; zur Erlös. 93.

Consonanten: *d* statt hochd. *t* ist in der Elis. und der Erl. sehr häufig im Anlaut und Inlaut, nicht blos nach *l* und *n* (cf. Bartsch zur Erl. 303. 3050. Rieger p. 33).

h fällt weg 1) auslautend: *schû : nû* Elis. 3745; *tû : schû* Erl. 3925. 2) inlautend nach *l: beval : dal* Elis. 1183; vor *t: niet : diet* Elis. 1382, Erl. 1734. 3) intervocalisch mit Contraction: *jên : geschên* Erl. 675.

h reimt auf *ch: erwahte : machte* Elis. 1631; z. Erl. 5051.

[1] Ich verweise im Folgenden auf die Ausgaben von Bartsch und Rieger sowie auf den Aufsatz von Bartsch über den Dichter der Erlösung (Germ. VII, 1 ff).

[2] Die Reime von kurzem auf langen Vocal sind nicht sicher weil bei diesem Dichter schon Verlängerung der kurzen Stammsilben angenommen werden darf.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

g geht vor *t* im Praet. und Partic. in *h* über: *lahte : machte* Elis. 92. 1468. 3538; zur Erl. 2014. 5051. Daneben in beiden Gedichten die Form *geleit:* Elis. 960; zur Erlös. 6443.

m : n. heim : ein Elis. 1299.

Ueber Reime von *e : en* vgl. die Anm. zur Erlös. 2768.

Flexion:

1) Nomina: Apocope des *e* im Casus obliquus: *erbeit : gemeit* Elis. 433; dann in den Flickwörtern *zustunt, zuhant* Elis. 699. 961. 3020, zur Erl. 4346.

2) Verba: *-en* als Endung der 1. Pers. Sg. Praes. ist häufig; vgl. Rieger p. 40, zur Erlös. 4465. — Die 2. Pers. geht auf *-es* aus; vgl. Rieger a. a. O., zur Erl. 757. Die 3. Pers. Plur. weist zuweilen die Endung *-en* auf: Rieger p. 41, zur Erl. 485. 2382. Daneben begegnen in all diesen Fällen die regelrechten Formen auf *e, est, ent* auch im Reime.

Die 2. Pers. Sing. Praet. schwacher Verba geht auf *-e* aus nach Analogie der starken Flexion: vgl. Anm. zur Erl. 2148. In der Elisabeth zeigt sich dies nicht.

Von *komen* finden wir im Praeteritum nur die *a*-Formen (wie im Eraclius). Vgl. die Anmerkung zur Erlös. 356. Von *suln* haben wir Doppelformen auf *a* und *o*. Im Praeteritum von *haben* zeigt sich eine grosse Mannigfaltigkeit der Formen: nur *habete* erscheint niemals, weil es am Ende des 13. Jahrh. in dieser Bedeutung veraltet war. Es scheint dies eine oberd. Form zu sein, wie auch im Particip das uncontrahirte *gehabet* oberd. allgemein ist (Weinhold Mhd. Gr. § 377. B. Gr. § 319). Von *gân* und *stân* erscheinen die Formen mit *â* und *ê* (zur Erl. 2444. 4957). In der Elisabeth sind die *ê*-Formen häufiger (Rieger im Glossar p. 406). Bemerkenswerth sind endlich die Participia *gegân* Erl. 5172, *gestân* 4957 (beide im Reime auf *wân*).

Dass auch dieser Dichter *lich* als adjectivische, *lîche* als adverbiale Endung verwandte, beweisen die Reime: Erl. 49. 329. 467; 207. 351. 359. 519. — Elis. 449. 3283. 4673; 137. 227. 321. 3228.

Beim Pronomen ist Inclination natürlich nichts Seltenes, aber im Reime scheint sie der Dichter zu meiden. Vgl. Rieger p. 18; Anm. zur Erl. 4371. Das Pron. pers. der dritten Person lautet ausnahmslos *sie* (Germ. VII, 7).

Wir erkennen hiernach deutlich, wie gross die Uebereinstimmung in den Reimen zwischen Otte und dem geistl. Dichter ist. Besonders wichtig ist es, dass bei beiden die Form *gelaht* sich findet, die sonst in md. Dichtungen selten erscheint (Germ. VII, 6). Gleichwohl lässt sich nicht leugnen, dass in der Elisabeth und der Erlösung eine ganze Anzahl von Reimen vorkommt, die man im Eraclius vergebens suchen würde. Stellen wir nun dasjenige, was beiden Dichtern eigentümlich ist, zusammen:

a) im Eraclius: *e : ë, ou : iu,* Ausfall des *h* ohne Contraction, consonantische Reimungenauigkeiten (*d : b, g : b, d : l, m : g*); die Adjectivformen *vast* und *hart* neben *veste* und *herte*; der nicht flectirte Infinitiv; die Participialendung *-ôt.*

b) in der Elisabeth und der Erlösung: *o* für *e, â* für *ô, ê* für *æ, î* für *ie* (zur Erl. 2020); *d* für *t* anlautend, inlautend nach Vocalen, Ausfall des *h* in der Lautgruppe *rht,* Erweichung des *k* vor *t* in *h, mm* für *mb, p* an- und auslautend für *pf,* Metathesis des *r,* Assimilation von *hs* zu *ss, w* im Inlaut für *j.* In der Verbalflexion zeigt sich kein besonderer Unterschied. Dagegen in der Nominalflexion: die Pluralformen starker Neutra in *e* und das flectirte Pronomen *ir.*

Nach dieser Vergleichung ergeben sich allerdings nicht unerhebliche Verschiedenheiten im Dialect beider Dichter, welche vielleicht einen Zweifel an unserer Ansicht begründen könnten. Hier sind nun aber zwei Punkte in Erwägung zu ziehen. Otte's Erzählung zeigt im Ganzen einen höfischen Character und ist auf ein höfisches Publiknm berechnet, während der geistliche Dichter „für einen klösterlichen Leser- oder Hörerkreis schrieb“ (Rieger, Einl. p. 58). Daraus ist weiter zu schliessen, dass jener seine Sprache der höfischen Redeweise anpassen und dialectische Reime möglichst vermeiden musste, während dieser, dessen Publikum

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

doch immer nur ein beschränktes war und zudem zum grössten Theile aus Landsleuten des Dichters bestand, keine Veranlassung hatte, seine heimathliche Mundart zu verleugnen. Dazu kommt noch, dass der Verfasser des Eraclius als fahrender Spielmann (Graef p. 82) sich gewiss längere Zeit in Oberdeutschland aufgehalten und oberd. Eigenthümlichkeiten[1] angenommen hat. Der geistliche Dichter hingegen mag sich selten genug aus dem Kloster entfernt haben; bei ihm musste auch der Dialekt um so deutlicher zu Tage treten, weil zu seiner Zeit der Einfluss der Schriftsprache bereits sehr nachgelassen hatte (vgl. auch Graef p. 30, Anm.). Nachdem auf diese Weise die erwähnten Abweichungen ihre Erklärung gefunden haben, trage ich kein Bedenken festzustellen, dass der Dichter des Eraclius ebenfalls im südlichen Hessen bez. in der Wetterau zu Hause gewesen ist.

Anhangsweise bemerke ich, dass das Gedicht „von Katharinen Marter“, welches Lambel Germ. VIII, 129 ff. edirt hat, derselben Gegend wie der Eraclius anzugehören scheint. Der Herausgeber, der sich über die Heimath des Gedichtes nicht bestimmt ausspricht, hat (p. 130) bemerkt, dass dieselbe „eine Gegend muss gewesen sein, in der noch eine Berührung mit dem Hochdeutschen möglich war.“

III. ZUR ENTSTEHUNGSZEIT DES ERACLIUS.

Zwei Kriterien sind es, nach denen die Entstehungszeit unseres Gedichtes sich bestimmt: einmal Anspielungen auf historische Ereignisse, zweitens Beziehungen zu älteren oder zeitgenössischen Dichtungen. Die letzteren, welche ziemlich zahlreich sind, betrachten wir zuerst.

Von älteren Werken scheint unserem Dichter das

[1] Dahin ist zu rechnen die Reimbindung *ou : iu* (vgl. Bartsch, Herzog Ernst XXXIV) und die vereinzelte Form *habete*.

Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht bekannt gewesen zu sein, wie sich aus folgenden Stellen ergibt:

daz was ein michel baltheit Al. 377 = Er. 4913.

in dem selben nîtspile Al. 1293 = Er. 4544.

iz gê ze schaden oder ze fromen Al. 1631.
[mir] ze schaden oder ze fromen Erael. 162.

liezen si in vbir daz wazzir comen,
si ne gwunnen is niemer fromen. Al. 1655.
daz kom im ze grôzen fromen.
überz wazzer mohte niemen komen. Er. 4469.

dâ si zesamene quâmen
unde grôzen scaden nâmen. Al. 3266.
den schaden den die heiden
alle zît nâmen,
sô sie zesamene kâmen. Er. 4350.

des morgenis als iz tagete Al. 4406.
des morgens fruo do ez tagete. Er. 4491.

[Aehnliche Verse z. B. Eilh. 6775, H. Ernst B 1620].

wiste ich wêrlîche daz,
mir wêre lange deste baz. Al. 6434.
sô wizzet wærlîche daz:
ir muget immer deste baz. Er. 3411.

der frâgete si waz si wolden:
si sageten daz si solden
lâzen ir singen
unde zins bringen. Al. 6873.
sie frâgten waz sie wolde;
dô jach sie daz sie solde
ir frouwen kersen bringen. Er. 3283.

Mehrere mit Eilhart's Tristrant übereinstimmende Stellen hat Lichtenstein in seiner Recension angeführt. Es kommen dazu noch folgende:

ouch was daz kint sô gereit
daz ez des niht enlîz
swaz ez sîn meistir tûn hîz. Eilh. 182 (ähnl. 2897).
diu frouwe des niht enliez
des sie der engel tuon niez. Er. 163 (ähnl. 53).

dû mohtest doch den lîp fristen. Eilh. 695.
sô maht du den lîp fristen. Er. 4877.

ez geit mir nû als got wil. Eilh. 1188.
ez stât um mich swie got wil. Er. 3042.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus- [illegible] der Arbeit der Erkenntnistheo-

daz he ein wîp nême di sînem namen wol gezême. Eilh 1347.
er wolde weln under in
eine diu im zæmo
und dem rîche rehte kæme. Er. 1774.

wen ich wil mînen mûd
von im gerne wendin. Eilh. 2566.
wer dich sêre, daz ist dir guot.
gerne, möhtich den muot
von im gewenden — ich enkan. Er. 2811.

er gebôt
daz sie sich bereitin dar zû:
he wolde des morgenes frû
in den walt rîten jagin. Eilh. 3443.
er hiez den frouwen kunden
daz sie sich bereiten dar zuo
unt des morgens vil fruo
bî ein ander wæren. Eracl. 1768.

nurâ helde gûte. Eilh. 3947 = Eracl. 4507.

wie her ez ane vînge
daz wêre zu sagene al zu lanc. Eilh. 5006.
ez wær iu ze sagen ze lanc
wie sie ir dinc ane vie. Er. 2946.

idoch enlîz her des nît,
ez wêre ir leit adir lîp. Eilh. 6675.
dar umbe liez sie des doch niet
— — — — — — — — — — — —
ez wære in liep oder leit. Er. 2711.

Sind nun auch diese Anklänge zu allgemeiner Art und deshalb wenig beweisend, so ist weiterhin der Einfluss Heinrichs von Veldeke ganz unzweifelhaft und in der Ausgabe der Eneide von Behaghel durch zahlreiche Beispiele belegt. Vielleicht hat Otte bei der Aufzählung der Edelsteine (v. 859 ff.) eine ähnliche Stelle in der Eneide (v. 5789 ff.) vorgeschwebt; wenigstens ist die Reihenfolge annähernd die gleiche. Gleichlautend ist auch der Fluch:

daz im got geswîche. Eracl. 1337. En. 11465 (cf. Eilh. 7974).

Ganz besonders zahlreich sind die Parallelstellen zwischen dem Eraclius und der ersten Bearbeitung des Gedichtes von Herzog Ernst. Schon einzelne stilistische

Momente[1] zeigen Uebereinsimmung. So ist die Alliteration auch im Herzog Ernst sehr häufig (vgl. z. B. 2597. 2687. 3124. 3695—98. 3724 etc. der Ausgabe von Bartsch). Ferner Verallgemeinerungen wie: *als er noch vil manigen tuot* 1233, *als noch liute undr einander tuont* 3159 (vgl. 651. 1455. 2196. 3395. 3830. 4341. 5914). Vorausdeutungen finden sich ebenfalls: *da von sî selbe ouch sint verdarp* 3124: dazu 3212. 5174. 5504. Volksthümliche Formeln besonders copulativer Art sind stark vertreten: *beide willen unde muot* 1255, *niemen streit noch enwaht* 1321, *mit speren und mit schilden verren unde wîten* 1340, 41; ausserdem 1535. 1721. 1759. 1953. 2198 u. a. m. Dazu kommt noch eine Reihe ähnlich oder gleich lautender Stellen:

alle die des geruochten die sîne helfe suochten. Ernst 231.	die des geruochent daz siz an in suochent. Er. 127 (cf. Eneide 12693).
er hæte gerne genomen eine diu im gezæme und dem rîche rehte kæme. Ernst 260.	er wolde weln under in eine diu im zæme und dem rîche rehte kæme. Er. 1774.
ouch beswârte sie in nie mit keiner slahte schulde. Ernst 534.	ich beswârte nie sînen muot. Er. 2608.
daz müet mich, herre, und ist mir leit. Ernst 686.	dîn kumber und dîn arbeit müet mich sêre und ist mir leit. Er. 569 (cf. 854. 3378).
si fuoren wider an ir gemach. Ernst 2476.	er fuor wider an sîn gemach. Er. 131.
daz si sô leider geste in ir lant nie mê gewunnen noch niemer gewinnen kunnen. Ernst 2992.	der ist bezzer danne al daz golt daz ir ie gewunnet und noch gewinnen kunnet. Er. 1000.
swie ez nû umb mich ergât Ernst 3509.	= Eracl. 160. 667. 4053.
als got wolde und er gebôt Ernst 4333.	als got wolde unt gebôt Er. 2092.

[1] Für den Eraclius vgl. hierzu Graefs Aufzählungen p. 70. 76. 77.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Aus-

dô suochten die vil küenen man
beide für unde wider
daz wazzer ûf unde nider.
Ernst 4374.

er reit für unde wider
den market ûf unde nider.
Er. 1293.

daz sie geriuwet diu vart
daz ir ie gedâht wart.
Ernst 5199.

in geriuwet diu vart
daz ers ie gedâhte.
Er. 4610.

dem künige der Gigande
was harte misselungen
Ernst 5266.

Eraclio dem jungen
wær harte misselungen.
Er. 959.

daz der künic hêre
von der kristenheite kêrte
und den ungelouben mêrte.
Ernst 5374.

der der werlde vil verkêrte
und den ungelouben mêrte.
Er. 5057.

Insbesondere gemahnt die Rede, durch welche Eraclius seine Soldaten ermuthigt, an die Worte, die Ernst vor dem Kampfe mit den Schnabelleuten an seine Genossen richtet:

wir sîn durch got ûz komen
Ernst 3765.

gedenkt in iwerem muote
durch wen ir ûz kâmet.
Er. 4508.

diz sint ungetoufte liute
Ernst 3751.

diz sint boese liute.
Er. 4512.

wirt uns hie der lîp benomen
wir sîn doch vor in genesen.
Ernst 3766.

swelher iuwer hie geliget
der hât in doch angesiget
Er. 4521.

Auffälligerweise stimmt der Text des Herzog Ernst an zwei Stellen genau zur Lesart der Wiener Hs.:

mit lîbe und mit guote.
des ist uns wol ze muote.
Ernst 1931.

mit lîbe und mit guote.
des ist mir wol ze muote
Eracl. 3171.

daz scheiden was jâmerlîch
daz si von einander tâten
dô sie ez alsô heten gerâten.
Ernst 4269.

daz scheiden wart dâ jæmerlich
daz sie von einander tâten,
swie siz heten gerâten.
Eracl. 730.

Dass W hier an der ersten Stelle, welche in M ganz fehlt, das Aechte bewahrt hat, ist sehr wahrscheinlich. Ob auch an der zweiten, ist zweifelhaft (vgl. p. 13).

Dass **Hartmann** einen ziemlich weitgehenden Ein-

fluss auf Otte geübt hat, ist von Graef an zahlreichen Beispielen nachgewiesen worden (p. 33), die sich übrigens noch vermehren lassen. Zu der Entsprechung Erec 5826 = Eracl. 2459 (2317 Ma) bemerke ich, dass auch hier in der zweiten Zeile die Lesart von M die bessere ist (*sulen wesen ein lîp*)[1]. Dadurch wird einerseits wörtliche Uebereinstimmung mit dem Erec erzielt: andrerseits erhält das logisch höchst betonte Wort auch die stärkste metrische Betonung. Einige weniger wichtige Punkte hat dann Bech in seiner Ausgabe berührt; vgl. seine Anmerkungen zu v. 662. 1338. 1578. 2339. 5538. 9308.

Auch im Iwein finden sich noch einige Anklänge:

mîn lîp wære des wol wert daz mich mîn selbes swert zehant hie an im ræche und ez durch in stæche. Iw. 3995.	man sol durch mich stechen ein wol snîdendez swert. des bin ich einiu wol wert. Eracl. 4000.
daz sî sîn wol gedæhte und ez ze rede bræhte Iw. 5557 (cf. Lanz. 758).	daz ers ie gedâhte od zuo der rede brâhte Er. 4611.
sî wâren der schilte ein ander harte milte Iw. 7131. [grôzer slege wârn si milt. Wigamur, 1833].	ez wâren tambûre ir helme unde ir schilde. sî wâren rehte milde der slege mit den swerten. Er. 4828.

Otte hat auch das erste Büchlein Hartmanns gekannt; das ergibt sich aus folgenden Stellen:

gezüge et nâch unz an den tôt, daz diuhte mich ein senftiu nôt. B. I, 190.	daz man mir den lîp dâ næme, daz wære mir ein senftiu nôt. Er. 3160.
noch ist sî weiz got alsô guot. erkante se rehte mînen muot. B. I, 207.	erkande sie rehte mînen muot. nein si aber, sie ist so guot.[2] Er. 2873.

[1] Die Redensart ist sprichwörtlich. Vgl. Genesis Fdgr. 2, 18, 6: *sô sol man unt wîb werden beidiu ein lîp.* Reinbot's Georg 4584: *daz ein man und sîn wîp solden haben einen lîp.*

[2] Von Graef (Anm. zu 3056) erwähnt und mit Beispielen belegt. Vgl. ausserdem Veldeke MFr. 63, 28. Rubîn MSH I, 315 b.

C. v. Nägeli, Mechanisch physiologische Theorie der Abstammungslehre. 553

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheo-

er heizet'z eine behendigkeit. daz in got gebe leit! B. I, 275.	daz heizet girheit daz ir got gebe leit! Er. 1879.
daz müeze dâ mite sîn B. I, 500.	daz sî dâ mite Er. 1493. 2513 (Bech).
swaz ze lîdenne geschiht B. I, 1065.	swaz ze lîden mir geschiet. Er. 2005.
herze, hâst du iht swære? jâ ich, der ich wol enbære. B. I, 1201.	ich hân gesehen manigen man von dem mîn herze nie gewan so ungefüege swære der ich noch lîhte enbære. Er. 2779.

Eine weitere Stelle habe ich in anderem Zusammenhang zu besprechen.

Ueber die Berührungen mit dem Nibelungenliede vgl. Graef p. 74. Dazu kommt:

daz was michel reht Nibl. 1722, 1.	daz was reht (beide Male in Er. 2553. Parenthese).
ir muget an disen zîten mir niht frum gesîn. Nibl. 2301, 2.	du maht mir wol frum sîn. Er. 3188.

Endlich könnte v. 3990 (*iwer liep zergât mit leide*) auf die bekannte Stelle am Schlusse des Nibl. (2378, 4) anspielen. Wahrscheinlich aber stammt diese Reminiscenz aus der Minnepoesie. Vgl. z. B.:

liebe muoz dicke mit leide zergân.
Hiltbolt v. Schwangau, MSH I, 280^b.

Dazu Veldeke MFr. 58, 24. Morungen ib. 129, 33. Reinmar ibid. 187, 11. Der tugendh. Schreiber MSH. II, 148^b.

Mit den Gedichten, die in seiner engeren Heimath entstanden sind, zeigt sich Otte wenig vertraut. Mit dem Grafen Rudolf und Herbort's Trojanerkrieg finden sich, soweit ich gesehen habe, gar keine Berührungspunkte: nur wenige mit dem Athis, und aus diesen darf man wohl kaum auf Entlehnung schliessen. Es sind die folgenden:

nû lât alrêrst werdin schîn daz ir lieb hêtit mînin lîb. Ath. F 104.	nu sol an dir werden schîn ob dir dîn vater wære lieb oder unmære. Er. 426.
ir arme sûbre virnât Ath. C* 65.	dô wart benât manic arm. Er. 1819.

Es scheint bisher noch nicht genügend beachtet worden zu sein, wie weit die lyrische Dichtung der Zeit auf die Epik eingewirkt hat. Ihr Einfluss zeigt sich einestheils in der Schilderung seelischer Zustände und in der Begünstigung breiter Reflexion (wozu allerdings auch die französische Epik das Muster abgegeben haben mag); dann aber in einer ganzen Reihe von einzelnen typischen Ausdrücken und Wendungen, welche die epischen Dichter aus dem Minnesang übernehmen. Das Publikum scheint daran ein besonderes Wohlgefallen gehabt zu haben; so huldigt denn auch der Verfasser des Eraclius dem Zeitgeschmack. Ich stelle die einzelnen Belege hier zusammen, indem ich das Sprichwörtliche besonders bezeichne, da hierin die Entlehnung natürlich sehr unsicher ist.

dâ bi vinde ich schiere wol drî oder viere. Rugge MFr. 109, 6.	der selben funde ich wol drî, wolde ichs mit flîze mochen Eracl. 518.
ez geschiht gar swaz geschehen sol. Gutenberg 74, 36.	wan daz geschiht daz muoz wesen. Eracl. 547.

Sprichwörtlich: vgl. Reinm. 164, 2. 177, 21. Ben. zu Iw. 6567. Erich Schmidt, Reinmar v. Hagenau und Heinrich v. Rugge (QF. IV) p. 101.

sist aller güete ein gimme Johansdorf 93, 4.	si ist ein gimme reine Eracl. 2149.

Vgl. Eberhard v. Sax MSH. I, 70ᵃ. Burdach, Reinmar der Alte und Walter v. der Vogelweide p. 42.

den diu minne blendet, wie mac der gesehen? Walt. 69, 27.	diu minne kan wol blenden den man, daz er niht ensiht. Eracl. 2338.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheo-

si sol mir iemer sîn vor allen wîben. Reinm. 150. 5.	diu liebe keiserinne diu mir ist vor allen wîben. Eracl. 2428.

Vgl. Horheim 114, 37. Wilmanns, Leben Walters p. 364, Anm. 179.

der minne bant. Rugge 102, 3. Morungen 140, 8.	nu bin ich gewis daz mir si ein solhez bant an gelaht daz mich tac unde naht ûz der mâze twingen sol. Eracl. 2793.

Vgl. E. Schmidt a. a. O. p. 87; Wilmanns a. a. O. 368, 193.

deich sus gevangen wære Rugge 107, 10.	nu bin ich gevangen Eracl. 2798.
mîn lip vor liebe muoz ertoben. Rugge 103, 19.	Parides wânde, er solde toben. Er. 2830.

(cf. E. Schmidt, p. 88).

bleich und eteswenne rôt, alsô verwet ez diu wîp. Reinm. 178, 31.	misselîch wart er gevar, val, bleich unde rôt. Er. 2832.[1]

(E. Schmidt, p. 99).

mîne sinne welnt durch daz niht von ir scheiden. Gutenb. 81, 22.	sîne sinne kâmen von ir niet als im diu rehte minne riet. Er. 2853.

(Wilmanns a. a. O. 371, 199).

het ich . . . doch zwêne tage und eine guote naht mit ir ze redenne âne strît. Rugge 109, 18.	daz ich eine naht und einen tac — — — — — — — — — — — ir süeze minne müese hân. Eracl. 2869.
sô geschæhe an mir daz nie geschach. Reinm. 189, 36.	ez wæne nie manne geschach daz mir hiute geschehen ist. Eracl. 2896.
solt ich an fröuden nu verzagen. Rugge 107, 17.	daz er an fröude was verzaget. Eracl. 2956.
mir tuot âne mâze wê daz ich sî sô lange mîde. Dietmar v. Eist 32, 15.	deich dich mîden muoz, daz tuot mir wê Er. 3820.

Vgl. Wilmanns a. a. O. 399, 325.

[1] Dies Motiv kann ebensogut der epischen Poesie entlehnt sein: vgl. Eilh. 2361, Eneide 10057, Iwein 2203.

wîp mit güeten sol ir êre hüeten.
Reinmar 200, 36

ist si in deheinen güeten,
er sol ir ze mâzen hüeten.
Er. 4183.

Selbstredend findet hier in den allerwenigsten Fällen eine bewusste und directe Entlehnung statt: aber das wird jedenfalls Niemand bestreiten, dass Otte eine eingehende Kenntniss der zeitgenössischen Lyrik basass und mit den Phrasen der Minnesänger seine Darstellung zu schmücken bemüht war. Die Anklänge an die Minnepoesie sind mit dem Obigen noch keineswegs erschöpft. Bemerkenswerth erscheint z. B. noch der häufige Gebrauch des Wortes *sælec* (648. 668. 1068. 2814. 3149. 3776). Es ist dies ein Lieblingswort Reinmars (Burdach a. a. O. p. 103). Die Stelle v. 2192:

sîn ouge dem herzen jach,
ern hæt sô schoenes niht gesehen.

kann trotz der nahen Beziehung zu Parz. 28, 29 (Graef p. 39) ebensowohl eine Reminiscenz aus dem Gebiete der Lyrik sein, wo Herz und Auge sehr oft zu einander in Beziehung gesetzt werden. Vgl. E. Schmidt, p. 116; dazu die bekannten Verse von den Augen des Herzens Walt. 99, 22. Wolfram Lieder 5, 18. König Wenzel MSH. I, 9ª und besonders Büchl. I, 584 ff.

Aus derselben Quelle stammt der Vergleich von *wîp* und *vederspil* (2519): der Kürenberger gebraucht dasselbe Bild (MFr. 10, 18).

Eine andere Stelle erinnert in Stil und Ausdruck lebhaft an die Gattung des Tagelieds (v. 3808 ff.). Der Abschied der Kaiserin Athanais von Parides wird geschildert:

„nû muoz ich durch den willen dîn",
sprach daz minniclîche wîp,
„verliesen êre unde lîp.
âne zwîvel bin ich des."
„dâ müeze iuch got", sprach Parides,
„durch sînen tôt vor bewarn."

Hier ist aber nun ein höchst characteristischer Unterschied hervorzuheben. Während nämlich sonst in den Tage-

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheo-

liedern das Weh der Trennungsstunde alle anderen Gedanken in den Hintergrund drängt, lässt hier der Dichter seiner realistischen Neigung folgend mehr das Zaghafte im Charakter des Weibes hervortreten. Das mag lebenswahr sein, aber poetischer ist es nicht.

Dass Otte auch mancherlei der Spruchpoesie entlehnt hat, wird nicht auffallen; denn beinahe in jedem epischen Gedichte der Zeit finden sich längere oder kürzere Partieen didactischen Characters. Es ist schon vorher von dem Sprichwörtlichen in unserem Gedichte die Rede gewesen: nun zeigt es sich, dass mehrere Stellen mit Versen Freidanks übereinstimmen, wie W. Grimm in seiner Einleitung (p. XC) nachgewiesen hat. Auch sonst schöpft der Dichter gerne aus dem Schatze nationaler Spruchweisheit. V. 494 ist von der Armuth die Rede; mit dieser Stelle berührt sich eine andere aus Spervogel (MFr. 22, 9). Ihr muss ein *„swacher gruoz“* genügen (507 = Sperv. 22, 14 *si grüezent in vil trâge*[1]). Ferner v. 1964:

er sach wol daz mit golde
kupfers vil geroetet was.

Vgl. dazu Zingerle zu Friedr. v. Sonnenburg IV, 473: Walter v. Klingen MSH. I, 72^{b}. Krone 11359.

Zu dem Spruche v. 2444 (*state lêret diebe steln*) vgl. Boner 61, 18: *wan stunt und stat vil dieben macht*: und Tristan ed. Michel II, 18: *aise de prendre fait larrun.* — Sprichwörtlich ist weiterhin die Erwähnung von Salomon und Samson (2457). Vgl. altd. Bl. I, 76, 19. Hor. Belg. I, 94. Freid. 104, 22. Reinm. v. Zweter MSH. II, 195^{b}. Parton. 8888. Frauenlob MSH. III, 355^{a}. Hugo v. Montfort (ed. Bartsch) XXIV, 37.

Zu v. 2737: *solch hazzen unde nîden mohte er gerne lîden* vgl. die von R. Preuss in seinem Aufsatze „stilistische Untersuchungen über Gottfried von Strassburg“ (Strassb. Stud. I, 68) beigebrachten Belege. Ausserdem: *den biderben man hazzit, swenn er die tugint vazzit.* Pilatus 473. Reinmar MFr. 200, 17.

---

[1] Eine ähnliche Stelle beim Marner (ed. Strauch XIV, 97 u. Anm.).

v. 4297 (*mit gesehenden ougen was er blint*), den Graef aus dem Iwein ableiten will, ist ebenfalls sprichwörtlich: vgl. Bruder Wernher MSH. II, 235[b] *wir wâren in der vinster mit gesehenden ougen blint.* Dazu MSH. II, 231[b]. 275[b]. 355[a]. Hugo v. Montfort XXXII, 93. Minnelehre 413. Walther ed. Wilmanns p. 359.

Was ergibt sich nun aus dem Gesagten für die Entstehungszeit unseres Gedichtes? Von vornherein ist sicher, dass Massmanns Bestimmung (das Jahr 1156) abzuweisen ist. Schon gleich nach dem Erscheinen der Ausgabe wies Lachmann (zu Iwein p. 487) darauf hin, dass es unmöglich angehe, das Gedicht in so frühe Zeit hinaufzurücken. Nach ihm stellte dann Wilhelm Grimm (zu Athis und Prophilias p. 33: kl. Schr. III, 250) fest, dass der Eraclius in das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts gehöre. Zu diesem Resultat stimmen auch die oben angeführten Beziehungen zu anderen Dichtern. Neuerdings hat Graef (p. 40 seiner Ausgabe) die Entstehungszeit des Gedichts noch enger einzugrenzen versucht; er setzt es n die Jahre 1203 oder 1204. Graef geht bei seiner Untersuchung von einer historischen Anspielung in dem Gedichte aus, welche sich v. 4225 ff. findet:

dô heten die Kriechen, daz ist wâr,
mêre dan fünf hundert jâr
Rômisch rîche in ir gewalt.
des sint ir künige noch sô balt
daz sie sich keiser nennent,
swie wol sie doch erkennent,
wie in ir gewalt wart benomen.

Graef schliesst hieraus, dass der Eraclius vor dem Sturze des griechischen Kaiserthums durch die Kreuzfahrer (1204) gedichtet sein müsse. Da nun Hartmann's Iwein, den Otte gewiss gekannt hat, vor 1203 fällt, so soll hierdurch die Entstehungszeit des Eraclius genau fixirt sein. Nun hat aber Preuss in seiner oben erwähnten Schrift (p. 12) zur Evidenz nachgewiesen, dass Otte in hohem Grade von Gottfrieds Tristan beeinflusst worden ist. Hier liegt also ein Widerspruch vor. Wenn dies der Fall ist, wie kann der Eraclius vor 1204 entstanden sein, da doch der Tristan,

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheo-

wie bekannt, frühestens 1207 erschienen ist? Graef hat diese Schwierigkeit dadurch aus dem Wege zu räumen gesucht, dass er die Uebereinstimmung zwischen Gottfried und Otte für zufällig erklärte. Dass dies nicht denkbar ist, wird jeder zugeben, der den betreffenden Abschnitt bei Preuss gelesen hat. Sehen wir von der auffallenden Uebereinstimmung einer Reihe stilistischer Punkte ganz ab: so kehren doch fast alle die Gedanken, welche Gottfried in seinem bekannten Excurs über die Verblendung der Liebenden und über die *„huote“* entwickelt (17774 ff.), an verschiedenen Stellen des Eraclius wieder. Dazu kommt eine Erwägung allgemeiner Art. Man beachte, wie sich die Hauptpersonen in beiden Gedichten entsprechen: Fôcas = Marke, Athânais = Isolde, Parides = Tristan. Danach kann man es schon glaublich finden, dass Otte angeregt durch das Vorbild Gottfrieds und durch den Beifall, den derselbe fand, grade diesen Stoff aufgriff, dessen Grundmotiv dem des Tristan so ähnlich war und der den Interessen seiner Zeit so nahe lag.

Nehmen wir also an, dass Otte n a c h 1207 gedichtet hat, so ist noch sein Verhältniss zu W o l f r a m ins Auge zu fassen. Die wenigen Stellen, welche Graef anführt, beweisen noch nicht, dass Otte den Parzival benutzte. Sehr wahrscheinlich wird er ihn gekannt haben; aber es lag ihm als Nachfolger Gottfrieds fern auf Wolframs Wegen zu wandeln. Der Vergleich der Kämpfenden mit Schmieden Eracl. 4786 ff., auf den Preuss hinweist, ist nicht dem Parzival, sondern eher der Eneide, wenn nicht dem Volksepos entnommen (vgl. Behaghels Einl. zur Eneide CXXXIX). Wenn andrerseits Wolfram den Namen des Eraclius nennt (Parz. 773, 21) so beweist dies, wie Preuss sehr richtig bemerkt, noch keineswegs, dass er Otte's Werk gekannt hat. An die Stelle der französischen Namensform setzt Wolfram diejenige, die ihm z. B. aus der Kaiserchronik bekannt sein musste: und wenn er in seiner wortspielenden Manier den „Ercules“ beifügt, so hat er diesen entweder aus Herbort's Gedicht oder dessen Quelle entnommen.

Grössere Schwierigkeiten bereitet bei unserer Auf-

fassung die oben angeführte historische Stelle. Indessen glaube ich, dass dieselbe unserer Annahme nicht widerstreitet, wofern nur v. 4228 (*des sint ir künige noch sô balt*) anders aufgefasst wird. Ich meine, dass diese Anspielung noch passender auf die Zeit bezogen wird, als die byzantinischen Kaiser aus ihrer Hauptstadt vertrieben waren. Bekanntlich gründete Alexius Comnenus, ein Verwandter des Kaiserhauses, schon am Ende des 12. Jahrhunderts ein neues Kaiserreich in Kleinasien mit der Hauptstadt Trapezunt.[1] Dass Alexius schon frühe den kaiserlichen Titel annahm und während seines Lebens führte, musste den Zeitgenossen um so lächerlicher erscheinen, je weniger derselbe im Verhältniss zur wirklichen Macht des Fürsten stand. Uebrigens führten auch andere Fürsten zu gleicher Zeit denselben Titel: Balduin von Flandern in Constantinopel, Theodor Lascaris in Nicäa und Michael Angelus in Epirus und Thessalien (Fallmerayer a. a. O. p. 69). Gegen alle diese Herrscher wendet sich Otte an jener Stelle, der die Verhältnisse sei es durch eigene Erfahrung, sei es durch die Berichte anderer recht wohl kennen gelernt haben konnte.

Ferner nehme ich im Gegensatz zu Graef an, dass v. 4231 (*wie in der gewalt wart benomen*) nicht auf die Verdrängung der Byzantiner aus Italien geht; denn auch nach diesem Zeitpunkte stand das oströmische Reich zunächst immer noch mächtig und angesehen da. Ich gebe zu, dass nach v. 4240 (der mir übrigens verderbt scheint) eine grössere Lücke anzunehmen ist. Es müssen hier unbedingt mehrere Verspaare ausgefallen sein: was auch Scherer (in der Anmerkung zu v. 4478 der Graef'schen Ausgabe) anerkennt. Diese Lücke hat möglicherweise eine Anspielung auf die Eroberung von Byzanz enthalten; der Schreiber der gemeinsamen Vorlage von MW hat diese Verse, da er den erwähnten Ereignissen der Zeit nach nicht fern stand, wegzulassen für gut befunden.

[1] Vgl. hierüber Fallmerayer, Geschichte des Kaiserthums Trapezunt (München 1827), p. 44 ff.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheo-

Ich fasse jetzt das Resultat zusammen: Otte hat jedenfalls nach der Einnahme von Byzanz und nach dem Erscheinen von Gottfrieds Tristan sein Werk verfasst: also nicht früher als 1207. Wenn wir nun berücksichtigen, dass Konrad Flecke, wie Graef wahrscheinlich gemacht hat, den Eraclius benutzte, so ergibt sich als terminus ad quem etwa 1220. Zu einer noch genaueren Bestimmung fehlt es an Anhaltspunkten: in runder Zahl wird man das Jahr 1210 als Entstehungszeit bezeichnen dürfen.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, Herrn Geh. Hofrath Bartsch für die freundlichen Rathschläge, die er mir sowohl während meiner ganzen Studienzeit als auch bei dieser Arbeit gegeben hat, hier meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Ebenso bin ich Herrn Prof. Behaghel für manchen nützlichen Wink zu Dank verpflichtet.

wirft die Erkenntnistheorie mit der Philosophie überhaupt; er behandelt einzelne Probleme derselben, meist im Gegensatz zu Ausführungen von Helmholtz, ohne von der Arbeit der Erkenntnistheoretiker seit Locke und Kant irgend welche Notiz zu nehmen. So hält er Helmboltz's »wissenschaftlichem Pessimismus« entgegen (676 f.), daß Chemie und Physik »objektive Wahrheit« enthalten, d. h. die von unserm Vorstellen unabhängige Wirklichkeit wiedergeben, sofern sie die »objektive Existenz von Molekeln der wägbaren Substanzen . . . und der . . . Aetherteilchen« beweisen. »Jede Bewegung« hat in diesem Sinne daher »reale und objektive Wahrheit«. Symbolisch und subjektiv bleiben unsere Vorstellungen von den Dingen nur so lange, »als sie für uns in der Form von Qualitäten erscheinen«; sie entsprechen der Wirklichkeit »sobald die Qualitäten in Quantitäten aufgelöst sind«. Der Schluß gegen die absolute Wahrheit unserer Vorstellungen ist aus demselben Grunde falsch, der alle Annahmen über Apriorität, auch z. B. des Gesetzes der Identität widerlegt, deshalb nämlich, weil »in dem Subjekt als Teil des Ganzen die nämliche Gesetzmäßigkeit, die nämliche Logik gebietet wie in dem Universum« (650).

Hier rächt sich die Nichtachtung aller Philosophie an dem Naturforscher, der über die Schranken der Naturerkenntnis philosophiert. »Die Forderung, daß der Naturforscher philosophische Kritik üben müsse«, die Nägeli abweist, weil die Naturerkenntnis mit dem Glauben der transscendenten Metaphysik nichts zu thun habe, wird der Philosophie gegenüber zu einem schweren Unrecht, die nicht nur der Metaphysik lediglich im immanenten Sinne Berechtigung zugesteht, sondern überdies ihre Basis in der Bearbeitung der psychologischen Thatsachen, der logischen und erkenntnistheoretischen Probleme sucht. Würde Nägeli mit Helmholtz anerkennen, daß »das Geschäft die Quellen unseres Wissens und den Grad seiner Berechtigung zu untersuchen, immer der Philosophie verbleiben« muß, würde er dem entsprechend beachtet haben, daß auch die deutsche Philosophie seit Jahrzehnten in diesem Sinne sich zu erneuern sucht, so würde er nicht der Versuchung erlegen sein, den erkenntnistheoretischen Erörterungen desselben Argumente entgegenzusetzen, welche den Elementen aller Kritik der Erkenntnis zuwiderlaufen. Dann würde er zugestehn: Die Objekte des begrifflichen Vorstellens, die wir durch die wissenschaftliche Analyse der Wahrnehmungsthatsachen gewinnen, sind, wenn auch in anderem Sinne, so doch ebenfalls nur vorgestellte Objekte. Die Welt des Wirklichen, die wir so konstruieren, kann daher ebenfalls nur die Welt sein, so wie wir sie befreit von der natürlichen Illusion der Objektivierung der Empfindungen zu

Eigenschaften der Dinge vorstellen; sie kann nur das Wirkliche sein, wie wir es begrifflich vorstellen, nicht wie es unabhängig von unserm Vorstellen wirklich ist. Auch wenn wir das begrifflich bestimmte Wirkliche der sinnlichen Wahrnehmung räumlich, zeitlich und kausal ins endlose erweitern, bleiben wir innerhalb des Gebiets der Wirklichkeit unseres Vorstellens. Nur eine Metaphysik, welche diese Grenzen unseres Erkennens unbeachtet läßt, eben jene transscendente Metaphysik, die anfängt, wo das mögliche Wissen aufhört, jener Mysticismus, den Nägeli mit Recht verwirft, konnte wähnen, das Wirkliche zu erkennen, wie es abgesehen von unserm Erkennen wirklich ist. Aus diesem Grunde ist denn auch das Ganze, als dessen Glied wir uns finden, mit uns gleicher Natur, deshalb gebietet dort wie hier die gleiche Gesetzmäßigkeit. Nägelis Schluß also vom Ganzen auf den Teil ist erkenntnistheoretisch beleuchtet ein ὕστερον πρότερον. Ein solches bleibt er auch, wenn wir mit Nägeli anerkennen, daß die vergleichend psychologische Untersuchung der Entwicklung des Intellekts die Lehre von der absoluten Apriorität derjenigen Vorstellungsformen, die wie die Raum- und die Kausalvorstellung erst in bestimmten Entwicklungsstufen auftreten, unmöglich macht. Denn auch diese Abhängigkeit derselben von dem von uns verschiedenen Wirklichen zeigt nur, daß die Ausbildung derselben im Subjekt nicht beziehungslos zu dem Wirklichen überhaupt verläuft. Sie fordert nicht den undenkbaren Gedanken, daß die Wirkung von der einen der wirkenden Ursachen, der Beschaffenheit des erkennenden Subjekts, schlechterdings unabhängig sei. Wer dies annimmt, begeht vielmehr in entgegengesetzter Richtung den gleichen Fehltritt, den die Verteidiger absoluter Apriorität thun. Unverständlich bleibt mir allerdings auch, selbst wenn ich Nägeli seine erkenntnistheoretischen Voraussetzungen zugeben könnte, in welchem Sinne er lehren kann, daß die naturwissenschaftliche Erkenntnis »die Qualitäten in Quantitäten auflöst«. Sind ihm wirklich die Atome mit ihren Kräften und der durch sie bedingten Bewegung das qualitätslose Wirkliche? Sind Wirklichkeit, Kausalität, Ding und Eigenschaft, Raum und Zeit, rein quantitative Begriffe? Bleibt das ins unendliche organisierte Wirkliche in der That ohne qualitative Bestimmung?

Dieser Mangel an erkenntnistheoretischer Kritik ist es auch, der Nägelis psychologische Lehren, so richtig ihr Ausgangspunkt ist, so vieles von ihnen auch auf richtigem Wege liegt, doch zu einem irrigen Ziele führt. Nägeli erkennt an, daß wir »das Geistesleben nur aus unsern subjektiven Erfahrungen kennen« (596). Er behauptet vielleicht mit Recht, daß die ersten Keime unserer Gefühle nicht blos den nie-

deren Tieren, sondern auch den Pflanzen und selbst den unorganischen Körpern zuzusprechen seien (596, 643 f.). In den Hypothesen ferner, die der Konstruktion der psychischen Entwicklung innerhalb des organischen Lebens dienen, findet sich neben manchen Allgemeinheiten, welche das Bewußtsein der Schwere der Probleme vermissen lassen, doch auch vieles besonnen Gedachte. So begnügt sich Nägeli zwar einerseits mit der Erklärung, daß »das Bewußtsein unmittelbar aus der Erinnerung hervorgehe«, weil es »nichts anderes als das Zusammenwirken vieler Erinnerungen« sei (668); ebenso gilt ihm der Proceß der Ueberlegung für »nichts anderes als die gleichzeitige Thätigkeit verschiedener Vorstellungsspuren« (671)! Daneben aber finden wir auch eine in mehrfacher Hinsicht treffende Polemik gegen den anthropomorphistischen Hylozoismus Häckels.

Im Grunde aber steht Nägeli mit Häckel auf dem gleichen Boden. Er bekennt sich wie jener zum Materialismus. Er nimmt »das Zustandekommen geistiger Bewegungen aus stofflichen Bewegungen als Thatsache« an (666). Wirklich also ist ihm ausschließlich das durch sinnliche Wahrnehmung Gegebene. Daß uns überdies durch das Selbstbewußtsein Wirkliches gegeben werde, gibt Nägeli zwar zu; aber diese Erfahrung ist eben »subjektiv«! Der Gedanke also kommt wieder zum Vorschein, daß die chemischen Atome und ihre Bewegungszustände das selbständige Wirkliche sind. Der Mangel an erkenntnistheoretischer Kritik hindert also auch die Einsicht, daß das Wirkliche der sinnlichen Wahrnehmung und ihrer begrifflichen Bestimmung die Wirklichkeit des Vorstellenden zur Voraussetzung hat, daß also wenn irgendwo uns das Bewußtsein das Wesen des Seienden gibt, dies nur sofern möglich ist, als wir uns selbst als wirklich finden, nicht sofern wir das von uns Verschiedene als wirklich — vorstellen! Auf solcher kritisch durchgearbeiteten Grundlage würde Nägeli zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß das Wirkliche, das uns im Selbstbewußtsein als Gefühl oder als Vorstellung und Wille gegeben ist, uns vom Standpunkt der sinnlichen Wahrnehmung aus, der uns selbst als körperlichen Organismus zeigt, als Bewegungsvorgang in irgend welchen lokal begrenzten Teilen des nervösen Centralorgans erscheint. Diese Grundlage wird denn auch durch keinen seiner Einwürfe als unzureichend dargelegt. Sie fordert nicht das »intellektuelle Opfer« der Annahme »mystischer geistiger Punkte« (667) zwischen den Stoffmolekeln. Sie gesteht dem Physiologen zu, daß er von seinem Standorte aus nirgends eine Lücke zwischen dem Bewegungsvorgang findet, durch den unsere Sinnesorgane erregt werden, und dem Bewegungsvorgang, der eine jenem Reiz entsprechende unwillkürliche oder absichtliche Muskelzuckung auslöst.

Sie behauptet nur, daß die Molekularbewegungen, die der Physiologe etwa in den Hinterhauptslappen findet, von seinem Standpunkte aus eben das bieten, was dem Psychologen im Selbstbewußtsein, also von einem ganz andern Standpunkte aus, als Gesichtswahrnehmung gegeben ist. Sie fordert nicht das Wunder, daß »der organisierte Stoff ohne Ursache die Eigenschaft der Empfindung und des Bewußtseins erlange, und daß er sie . . . ohne Wirkung wieder verliere« (594); sie sucht vielmehr wie Nägeli plant, das komplicierte Geistesleben des Menschen als eine Entwicklungsstufe aus dem einfachsten Bewußtseinsinhalt, den Rudimenten des Lust- und Unlustgefühls, und aus der einfachsten Form seiner Setzung, dem Gesetz der Identität abzuleiten. Niemals allerdings wird ihr das Bewußtsein eine Eigenschaft des Stoffes werden; ihr werden die Welt des Bewußtseins in uns und die Welt des Stofflichen außer uns stets durch die Differenz geschieden bleiben, welche das Wirkliche in der Auffassung des Selbstbewußtseins von eben diesem Wirklichen in der Vorstellung der sinnlichen Wahrnehmung und ihrer begrifflichen Analyse trennt. Niemals ferner wird sie deshalb zugeben, was Nägeli seinem Gegner Dubois-Reymond einräumt, daß die Ableitung der Empfindung aus der Bewegung die Schranken unseres Erkennens überschreiten würde; sie wird vielmehr immer behaupten, daß hier ein falsch gestelltes Problem vorliege, daß jeder Versuch einer solchen Ableitung widersinnig sei, weil er voraussetze, daß wir auf dem Wege der Analyse der sinnlichen Wahrnehmung, die uns nur Bewegungen materieller Teilchen kennen lehren kann, auf das im Selbstbewußtsein Gegebene treffen könnten und umgekehrt. Niemals endlich wird sie deshalb anerkennen können, was Nägeli seinem Gegner vorhält, daß eben diese Schranke der Analyse unserer sinnlichen Erkenntnis gesetzt sei. Wie das Wirkliche es anfängt zu wirken, werden wir allerdings nie wissen. Hier stehn wir vor den Grenzen unseres Erkennens. Dort aber sind wir vor ein Problem gestellt, dessen falsche Formulierung anzuerkennen jeder gezwungen ist, der die oben entwickelten Prämissen einräumt.

Nach dem allen darf ich es unterlassen im Einzelnen nachzuweisen, daß auch Nägeli ähnlich wie Häckel nicht mehr Materialist im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Dafür genüge der Hinweis, daß Nägeli »das Geistesleben in seiner allgemeinen Bedeutung als den immateriellen Ausdruck der materiellen Erscheinung« denkt, und zwar specieller als »die Vermittlung von Ursache und Wirkung«, als »das Vermögen der Stoffteilchen, auf einander einzuwirken« (598). Denn offenbar steht, wer den geistigen Vorgang als »die Vollziehung der Einwirkung« faßt, »welche in Be-

wegung besteht«, wer in diesem Sinne »das nämliche geistige Band durch alle materiellen Vorgänge sich schlingen« läßt, auf der Stelle, wo die Extreme des Materialismus und Spiritualismus in einander übergehn. Auch den fruchtlosen Versuch, diese spiritualistische Wendung des Gedankens mit den sonstigen materialistischen Erklärungen Nägelis zu vereinigen, darf ich unterlassen.

Beachten wir aber, daß hier einer der ersten Botaniker unserer Zeit auf seinem Wege nach einer metaphysischen Weltauffassung von materialistischen Voraussetzungen aus, teils unabhängig von einem der hervorragendsten Zoologen, teils gegen denselben polemisierend zu den gleichen spiritualistischen Resultaten gelangt, so dürfen wir hoffen, die Zeit einer dauernden Versöhnung der beiden lange Zeit feindlich gesinnten Schwestern, der Naturwissenschaft und der Philosophie, sei nicht fern. Das Bündnis kommt nicht mehr zu frühe; beide Gebiete bleiben auch für die Zukunft getrennt: dort das Wirkliche, wie es durch die begriffliche Analyse der sinnlichen Wahrnehmung gegeben wird, die Welt als Komplex mechanischer Vorgänge, hier das Wirkliche, wie es durch die Analyse des Selbstbewußtseins gefunden wird, die Welt als ein Komplex psychischer Vorgänge. Beider Methoden ferner entwickeln sich auf der gleichen Grundlage; wie die Philosophie immer deutlicher eingesehen hat, daß ihr Bau so weit ohne Halt ist, als seine Fundamente nicht in der Erfahrung ruhen, so wird die Naturwissenschaft immer mehr sich überzeugen, daß sie nicht blos zur Verifikation, sondern selbst zur Auffindung neuer begrifflicher Bestimmungen des Wirklichen der Deduktion bedarf. Beide endlich sind für die Lösung ihrer Probleme auf einander angewiesen: die Naturwissenschaft kann die Hülfe der Psychologie für das Verständnis der psychischen Lebensvorgänge nicht entbehren; sie muß ohne logische Kritik ihrer Methoden, ohne erkenntnistheoretische Kritik ihrer Voraussetzungen dem Dogmatismus verfallen; die Philosophie andrerseits bedarf zum Verständnis des gesetzmäßigen Zusammenhangs der psychischen Vorgänge unter einander wie mit den mechanischen eindringender physiologischer Kenntnisse, ferner zur Einsicht in das Wesen der wissenschaftlichen Methode der sicheren Fühlung mit der Fortbildung der Einzelmethoden gerade auf naturwissenschaftlichem Gebiet, wo die Bedingungen bestimmter gegeben sind, endlich der kritischen Assimilierung der naturwissenschaftlichen Resultate, um den Unterbau für diejenigen Spekulationen der Metaphysik zu gewinnen, die sich auf die körperliche Natur des Wirklichen beziehen.

Die Absicht der vorstehenden Erörterungen ist, zu solcher Verständigung beizutragen.

Breslau. B. Erdmann.

Shakespeares Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte, von A. von Weilen. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt Rütten u. Loening. 1884. VIII und 93 S. gr. 8°. M. 2.

Ueber die orientalischen Quellen des von Shakespeare in der *Induction* zu *Taming of the Shrew* bearbeiteten Schwankes und seine Verbreitung in Europa handelte im Zusammenhang zuerst Simrock, Quell. d. Shakespeare [2] I 334 fl., und verschiedene Shakespeare-Herausgeber haben sich ebenfalls kurz damit befaßt. Die vorliegende Abhandlung gibt eine ungleich eingehendere Darstellung der Geschichte jenes Stoffes, wobei eine Menge neues Material herangezogen ist, dessen Nachweis der Verf. zum Teile Reinhold Köhler verdankt. Das erste Kapitel behandelt »die Entwicklung des Stoffes vor seiner dramatischen Behandlung«. Wesentlich Neues gegenüber Simrock und dem was andere beigebracht haben bietet dieser Abschnitt nicht. Doch werden einige bis jetzt nicht bekannte Schriften angeführt, in welche der Schwank aus Vives oder Heuterus ebenfalls übergegangen ist. Am Schlusse dieses Kapitels meint der Verf., daß seit der Bearbeitung Jakob Bidermans in der Utopia (1640), abgesehen von der deutschen Uebersetzung dieses Werkes durch Hörl von Wätterstorff, der Schwank in der Erzählungslitteratur nicht mehr vorkomme. Dem ist nicht so. Derselbe taucht vielmehr in der deutschen Schwanklitteratur des 17. und 18. Jahrh. noch öfter auf. Zunächst ist eine ältere Bearbeitung, wie es scheint nach Vives und Goulart, zu nennen von Majerus bei Dornavius, *Amphitheatrum sapientiae socraticae joco-seriae* (Hanov. 1619) I 161. Diesen Text druckte J. P. Langius u. d. T. *De cerdone, quodam ridiculo unius diei rege* in seinem *Democritus ridens, Editio secunda* (Ulmae 1689) S. 568 ab. — Eine deutsche Bearbeitung des Briefes von Vives bietet Der Kurtzweilige Tisch-Rath oder Angenehme Zeit-Vertreiber (o. O. 1726) S. 143. — Eine kurze Darstellung findet sich ferner in der Sammlung Lieblicher Sommer-Klee und Anmuthiges Winter-Grün (o. O. 1670) S. 22; sie mag hier stehn: Vor Braunsweich lag Sonnabends ein trunckener Bawer im Felde im Graß, ließ die Pferde ihren Weg gehen, hiezu kam einer von Adel gefahren, befahl, man solte den Bawer in die Kutsche legen, und auffs schleunigste nach dem Schloß führen, welches denn geschahe, der Bawer ward also truncken in ein herrlich Gemach geleget, die Taffel ward gedecket, Musicanten hin gestellt, die da musicirten, in dem kam der von Adel mit den seinigen auffs prächtigste daher gestiegen, Hanß erwachte, sahe und hörete alles, meynete nicht anders er wäre im Himmel, er ward von deß Junckern Töchtern zur Taffel geführet, oben an ge-

setzet, herrlich tractiret, muste auch tantzen, endlich wieder ganz stern voll gesoffen, und also im Trunk wieder an das Ort geführet, wo er vor gelegen. Als er alldorten wieder erwachete, gieng er fein sinnlich zu Hause, und schwur ein Eyd, er wäre bey Gott im Himmel gewesen, O wolte Gott, Fraw, du stürbest heute, du soltest erfahren, wie schön es im Himmel wäre. — Die Verlegung der Scene nach Braunschweig wird auf ein Mißverständnis von *Brugis* (d. h. in Brügge) bei Vives — welches Wort auch Goulart mißverstanden hatte, der dafür *Bruxelles* setzte — zurückzuführen sein. — Der abgedruckte Text findet sich auch in dem Überaus lustigen Scheer-Geiger (o. O. 1673) I S. 41, sowie in Memels Lustiger Gesellschafft (Zippel-Zerbst 1695) No. 41.

Noch ein paar nebensächliche Bemerkungen zu diesem Kapitel. Der Text aus Burtons *Anatomy of Melancholy* (v. Weilen 6) steht auch bei Warton-Hazlitt IV 219. Es gibt von dem Buche eine Reihe von Ausgaben; vgl. Hazlitt, *Hand-Book* und *Collections and Notes*. Die *Apothegms delivered by King James* ect. (v. Weilen a. a. O.) erschienen zuerst 1658; vgl. Hazlitt, *Coll. and Not. 10.*

Im zweiten Kapitel bespricht v. W. die englischen dramatischen Bearbeitungen, ferner die von Norton aufgefundene englische Prosaversion (*The Waking Man's Dream*; mit W. M. D. im Folgenden bezeichnet), welche dieser für identisch mit der von Warton gesehenen Erzählung Edwards' v. J. 1570 erklärte und für die direkte Quelle von *Taming of a Shrew*, auf welchem Shakespeares Stück basiert, hielt, sowie endlich die von Percy abgedruckte englische Ballade in ihrem Verhältnisse zu einander. Jene von anderen Forschern ohne Prüfung angenommene Behauptung Nortons weist v. W. zurück an der Hand der eigenen Erklärung des unbekannten Verf. von W. M. D., daß die Geschichte auf Neuheit keinen Anspruch mache, sowie durch den Hinweis auf die dieser Version eigentümlichen Details, von denen sich nichts in dem Drama wiederfindet. Aber er hätte seine Beweisführung unschwer noch wesentlich verstärken können, wenn er sich die Frage nach der Quelle von W. M. D. vorgelegt hätte. Er würde da bald zu der Erkenntnis gelangt sein, daß diese Version auf Goulart beruht, wie sich aus Folgendem ergibt. Der französische Bearbeiter verlegt, wie schon bemerkt, wohl in Folge eines Mißverständnisses die Scene nach Brüssel; dasselbe ist in W. M. D. der Fall. Während ferner bei Vives der Trunkenbold nur in den Palast geschafft und dort in ein Bett gelegt wird (*Jussit* [*Philippus*] *hominem deferri ad palatium et lecto Ducali collocari. De mane ubi evigilavit ect.*), heißt es bei Goulart: *Donques il fait enlever ce d o r m e u r, le porte*[*r*] *en son palais, le*

fait coucher en un des plus magnifiques licts du Prince, ... le despouiller de la sale chemise qu'il portoit, et le vestir d'une autre de fin lin. Hiermit vergleiche man in W. M. D.: *He caused his men to carry away this sleeper . . . and makes them lay him on a rich bed. They presently strip him of his bad cloathes, and put him on a very fine and cleane shirt, instead of his own, which was foule and filthy.* Man vergleiche ferner die folgende Stelle in den drei Texten. Vives: *De mane ubi evigilavit, praesto fuerunt illi pueri nobiles et cubicularii Ducis, qui non aliter quam ex Duce ipso quaererent, an luberet surgere et quemadmodum vellet eo die vestiri.* Goulart: *Quand l'yvrongne .... commença à se resveiller voici arriver ... des pages ... qui ... font plusieurs grandes reverences, lui demandent à teste nue ect.* W. M. D.: *They honour him with the same great reverences as if hee were a Soveraigne Prince; they serve him bare headed ect.* Ferner wird bei Goulart dem Trunkenbolde Hipocras (Gewürzwein) serviert (*on presente force hipocras et vin precieux*); ebenso heißt es im W. M. D.: *They serve him with very strong wine, good Hipocras.* Bei Vives dagegen ist nur von *vinum* die Rede.

Da nun Goulart von anderem abgesehen schon wegen des bei ihm nicht vorhandenen Schlusses des W. M. D. nicht aus letzterem geflossen sein kann, und auch zur Annahme einer verlorenen beiden gemeinsamen Quelle keine Veranlassung vorliegt, so muß W. M. D. als ein Ausläufer von Goulart angesehen werden. Nun erschien aber Goulart erst 1607; mithin ist W. M. D. jünger nicht nur als *Taming of a Shrew,* sondern auch als Shakespeares Drama, mag letzteres nun 1594 (Drake und Delius), 1596 (Malone), 1596—7 (Furnivall und Dowden), 1599 (Chalmers) oder 1600 (Fleay) gedichtet sein.

Diese Abhängigkeit des W. M. D. von Goulart erklärt auch, wie es kommt, daß der Trunkenbold in dem ersteren als *tradesman* bezeichnet wird. Bei Goulart ist er ein Handwerker (*artisan*), und in dieser Bedeutung ist auch das Wort *tradesman* hier zu fassen.

Diese Datierung von W. M. D. ist auch von Bedeutung für die Frage nach dem Alter der Ballade; denn dasselbe nur aus dem Bänkelsängertone zu erschließen, wie dies unser Verf. (S. 16) thut, ist doch am Ende manchem bedenklich. Die Ballade ist nun offenbar mit W. M. D. nahe verwandt, wie, was auch v. W. bemerkt, der Schluß zeigt. Es darf vielleicht auch auf das folgende kleine Detail hingewiesen werden. W. M. D.: *Phillip with Princely delight beholds this play from a private place.* Die Ballade: *From a convenient place, the right duke his good grace Did observe his behaviour in every case.* Da aber W. M. D. wegen der in der Ballade fehlen-

den Namen Philipp und Brüssel sowie wegen der Uebereinstimmung mit Goulart nicht aus dieser geflossen sein kann und auch hier zur Annahme einer gemeinsamen Quelle keine Veranlassung ist, muß die Ballade aus W. M. D. geflossen sein.

Das dritte Kapitel unserer Schrift beschäftigt sich eingehend mit der Dramatisierung des Stoffes durch Hollonius, Pastor in Pölitz bei Stettin, über dessen Persönlichkeit und dichterische Thätigkeit ein Exkurs eingeschoben wird.

Auch die Jesuiten haben sich für ihre dramatischen Aufführungen des Stoffes bemächtigt. Der Verf. bespricht im ersten Teile des vierten Kapitels zwei Scenare von Aufführungen in Grätz 1639 und Augsburg 1698 sowie die Komödie von Du Cerceau, zuerst 1717 aufgeführt. Allein schon früher hatten die Jesuiten den Schwank auf die Bühne gebracht. In Ingolstadt wurde 1623 aufgeführt *Jovianus castigatus seu tragicocomica catastrophe ect.;* vgl. Serap. 1864, S. 224. Es liegt hier eine freilich nur ganz äußerliche Verbindung unseres Schwankes mit der Erzählung vom Könige im Bade vor; vgl. meine Schrift über Longfellows *Tales of a Wayside Inn* 56 und 152. Der Trunkenbold heißt hier Hegio. Die auf ihn bezüglichen Stellen des Scenars lauten: Hegio wol betrunken stelt sich als ein wahres Ebenbildt der schandtlichen Füllerey für (I 5). Jovianus last den vollen Pawern Hegionem, welcher am Weg schlieffe, aufheben, unnd mit Königklicher Zierden bekleyden. Macht also dem Hoffgesindt ein lächerliches Affenspil (I 6). Hegio verwundert sich deß unversehnen Glücks und Standts: fangt derowegen an sich zu Königklicher Hochheit zuschicken (II 1). Palestrio beschreibt ordentlich das Pangget, so der vermeynte König Hegio angestelt (II 3). Hegio verwundert sich deß schlechten Wesens, inn welches er in Füllerey widerumb verstossen: und letstlich auß solcher seiner verenderung lernt er die Unbeständigkeit der Welt erkennen (II 6).

Viel ausführlicher ist ein späteres Scenar aus Dillingen 1642 gehalten, das ebenfalls jene beiden Stoffe verbindet und auf dem vorigen beruht: *Joviani superbia castigata* ect., vgl. Serap. 1864, S. 333. Die Hegio betreffenden Stellen sind: Hegio blindt voll helt mit Tyndaro seinem Wegweiser ein wunderbarliches Spil, und legt die Art der Trunckenheit meniglich für die Augen, welches Joviano Gelegenheit sein aigne Blind- unnd Thorheit zuerkennen an die Hand hette geben können (I 6). In dem sich Jovianus widerumb selbsten dapffer herfür streicht, sihet er ungefahr Hegionem den vollen Zapffen auff dem Weg ligen, hört ein weil seinen Phantaseyen zu, und befilcht endtlich, daß man ihn also toll und voll Königlich kleiden, und, nach dem er außgenüchtert, in allem gleicher Gestalt tractieren

solle, damit er hernach auß dessen so kurtzer Regierung das Gespött treiben möchte, gleich als wann er seines Königreichs auff ewig versichert wäre (I 7). Hegio der newgebachne ubernächtige König kan sich selbst in der newen Königlichen Tracht nicht kennen, schleicht allgemach auß der Residenz herfür, besihet und besinnet sich hin und wider, nach dem er aber vermerckt, daß alles Hofgesind ihme gehorsambist auffwartet, bedunckt er sich endtlich auch keinen Bawren, schickt sich derhalben in Bossen und laßt allen Hofleuten durch Palaestrionem und Ligurionem ernstlich zum Dienst ansagen (II 1). Hegio nimbt den gantzen Hofstab in Pflichten, warauff ein ansehliche Music gehalten wird, darein auch Hegio singet, und weilen ihm die Füeß hupffend werden, thut er ein höfliches Täntzlein. Empfangt darauff die Königliche Cleinodien, und in dem man ihn mit grossem Gepräng widerumb in die Residenz begleittet, werden under weegs zween Bawren Menalcas und Malchus, die viel von alter Kundtschafft sagen wolten, von ihm hefftig und mit Zorn abgewisen (II 2). Palaestrio erzehlt die schöne Hofweiß, deren sich Hegio ob der Tafel und sonsten gebraucht hette. Als nun Jovianus der König genug darab gelacht, wird auff seinen Befelch der vermummete König wider voll angefüllet, und in seinen alten Kleidern, an das Orth, da sie ihn newlichst voll gefunden, getragen (II 4). Palaestrio hört Hegionem auff offener Gassen noch schnarchen, weckt ihn auff, und obwolen ihm das so bald verlohrne Königreich noch starck im Kopff umbgienge, der schmutzige Bawrenküttel aber ubel in die Nasen riechen wolte, wird er doch widerumb zu seinem Pflueg und Hacken gewisen (III 3). — Der Name Menalcas, den hier ein Bauer führt, deutet wohl auf Bidermans Utopia hin, wo der Trunkenbold so heißt.

Auf dieses Scenar geht wieder ein kürzer gehaltenes von 1649 aus Freiburg i. Br. zurück: *Ironia vitae humanae* ect.; vgl. Serap. 1865, S. 16.

Die zweite Hälfte des vierten Kapitels bespricht Christian Weises Schauspiel und bringt einige weitere Zeugnisse über das Fortleben des Stoffes auf der Bühne in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei.

Ueber den übrigen Teil der Schrift fasse ich mich ganz kurz, da ich hier Nachträge oder sonstige Bemerkungen nicht zu machen habe. Im fünften Kapitel werden dem Leser Holbergs *Jeppe paa Bjerget* und Kotzebues Bearbeitung desselben sowie einige deutsche Dramatisierungen vorgeführt.

Das sechste Kapitel endlich behandelt das unter Coffeys Namen gedruckte englische Singspiel und Calderons *La vida un sueño*, beide

nebst ihren zahlreichen Uebersetzungen und Bearbeitungen, wo unter denen des ersteren Weißes »Verwandelte Weiber« und unter denen des spanischen Dichters Grillparzers »Der Traum ein Leben« hervorragen. — Den zum Texte gehörigen Anmerkungen folgt ein ausführliches Register, das überhaupt in solchen Arbeiten nie fehlen sollte.

Das Buch ist gewandt und anziehend geschrieben. Der Verf. hat gründliche Studien zu demselben gemacht. Seine Methode ist gut, sein ästhetisches Urteil sicher und treffend.

Erlangen. Hermann Varnhagen.

Eraclius. Deutsches Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Harald Graef. (Quellen und Forschungen Heft 50). Straßburg, Trübner 1883. 264 S. 8°.

Eine neue Ausgabe des altdeutschen Gedichtes vom Kaiser Eraclius kommt recht erwünscht, denn den Text des Gedichtes, welchen Maßmann 1842 geliefert hat und der bald nach seinem Erscheinen dem Urteile Moriz Haupts verfiel, würde niemand stilistischen und litterarhistorischen Untersuchungen haben zu Grunde legen können. Und für solche ist jetzt, nachdem die wichtigen Ausgaben des Eilhart (von Lichtenstein) und des Veldeke (von Behaghel) erschienen sind, die rechte Zeit gekommen. Der Schwerpunkt des vorliegenden Bandes liegt denn auch in dem Text, auf dessen Herstellung der Herausgeber eine durch den Erfolg reich belohnte Sorgfalt verwandt hat. Die umfangreiche Einleitung S. 1—83 behandelt außer der Ueberlieferung des Gedichtes die Frage nach Heimat und Alter, ferner Stil und Versbau, das Verhältnis zur Quelle und die Persönlichkeit des Autors, fördernd, aber doch nicht ohne zu mehrfachem Widerspruch Veranlassung zu geben. Die Eraclius-Sage, eine der verbreitetsten und interessantesten des Mittelalters, welcher der größere Teil des Maßmannschen Buches gewidmet ist, hat Graef nicht weiter berücksichtigt. Ich billige durchaus die Grenzen, die sich der Verf. bei seiner Erstlingsarbeit gesteckt hat, möchte aber hier zugleich betonen, daß auch die Behandlung der Sage bei Maßmann durchaus unmethodisch ist und das anziehende Material, welches er zusammengebracht und neuerdings G. v. Zezschwitz und andere noch vermehrt haben, eine neue Bearbeitung gewiß lohnen wird.

Kap. I der Einleitung bespricht die handschriftliche Ueberlieferung. Bei A, der Wiener Hs. 2693, als deren Hauptinhalt

wiederholt 'eine' gereimte Kaiserchronik angegeben wird, hätte G. bemerken sollen, daß es die von Maßmann mit 𝔚. bezeichnete Hs. der bekannten Kaiserchronik des 12. Jahrh. ist, die hier (wie in 𝔚² 𝔓) in einer ersten Ueberarbeitung mit reinen Reimen erscheint (Recension B in meiner in Vorbereitung befindlichen Ausgabe), und daß unser Gedicht in dieser Hs. an die Stelle der dem Kaiser Eraclius gewidmeten Partie des alten Werkes (Maßm. 11153—11366) getreten ist. Uebrigens zählt diese Hs. 112, nicht 120 Pergamentblätter, die Zahl 120 kommt erst durch Hinzurechnung eines aus dem 15./16. Jahrh. stammenden Registers auf Papier heraus, s. Tab. Cod. Vind. II 118, wo aber als Alter der Hs. falsch angegeben ist '12. Jh.'; Roediger, dem ich eine Beschreibung verdanke, setzt sie erst ins 14., Graef gibt das 13. Jahrh. an. Auch über B (cgm. 57) hat G. eine unrichtige Angabe: aus Ettmüller und Behaghel (Eneit S. IX und La. zu 13485) geht deutlich hervor, daß der Eraclius erst auf Bl. 134 b (nicht 124) beginnt.

Die beiden Hss. des Gedichtes gehören dem bairischen Sprachgebiete an, doch tritt in B. der Dialekt gröber auf als in A. Aus A werden S. 4 die unorganischen Verlängerungen (Nom. *krafte*, Adj. *holte*, Part. *bescherte* u. s. w.) hervorgehoben, aber bei Fällen wie *daz houbte, diu magte*, wo die gleiche Verlängerung nach Synkope eingetreten ist, ungenau von 'Umstellung des *e*' gesprochen.

Den Beweis, daß B viel weniger Vertrauen verdient als A und daß bei dem Mangel anderer Träger der Ueberlieferung A der Ausgabe zu Grunde gelegt werden muß, führt G. in erschöpfender Weise. Aber schon Haupt hatte bemerkt, daß beide Hss. gemeinsame alte Fehler haben, und Graef hätte diese Beobachtung etwas eindringender verfolgen sollen als er gethan hat. So hätte er die in beiden Hss. etwas verrenkte Stelle 4176 ff. durch Streichung zweier Verse leicht in Ordnung bringen können:

4176 *ir erkennet niht des wîbes art:*
[diu unſælde iſt ir beſchert]
swaz man ir erneſtlîchen wert,
daz ſie des aller meiſte gert,
[ob ſies doch nimmer wirt gewert].

Schon Veldeke hütet sich zwei gleiche Reimpare hinter einander zu bringen, und auch bei unserm Dichter, dessen Kunst unzweifelhaft vorgeschritten ist, kenne ich außer der obigen Stelle nur vier Fälle, wo aber die gleichen Reime durch einen auch äußerlich in der Ueberlieferung hervortretenden deutlichen Einschnitt der Erzählung getrennt sind (v. 139—142, 653—656, 1039—1042, 4095—4098) und einen fünften, der wieder das kritische Messer nötig macht.

Es heißt von den Festlichkeiten bei der Vermählung:

2397 *des manec varnde man genôz,*
den dar ze komen niht verdrôz,
der wart rîche alzehant.
2400 *man gap in* (l. *im*) *phärt und gewant:*
[*ez leite etelîcher an*]
daz ſîn vater und ſîn an
ſô guotes nie niht gewan.
[*ſuſ geſchiht noch manegem man.*]

v. 2401 ist zunächst zur Verdeutlichung eingeschoben (wodurch v. 2403 *ſô guotes* statt auf *phärt und gewant* sich nur noch auf *gewant* bezieht) und dann der elende Flickvers 2404 nötig geworden, der eigentlich den vom Dichter gewollten Eindruck außerordentlicher Freigebigkeit wieder zu nichte macht.

Noch deutlicher fast tragen den Stempel der Interpolation v. 2069. 70:

v. 2068 *ich ſol niezen mînen lîſt:*
[*daz ich in under wîlen gesprechen ſal,*
daz lieze ich niht durch die werlt al]'
ich (st. *ichn*) *teile mit im — deiſt mîn muot —*
beide lîp unde guot.

v. 2069 ist eine recht voreilige Erläuterung des *liſt*, v. 2070 mit seiner gezwungenen Wortstellung im Ausgange ein störender Flickvers. Beide sind sie schlecht gebaut und werden zum Ueberfluß noch durch die in unserm Gedichte einzig dastehende Form *ſal* (dagegen *ſol: wol* v. 2298. 2977) als Einschiebsel verraten.

Zeigen diese Beispiele, daß die gemeinsame Vorlage von A B von einem ziemlich eigenmächtigen Schreiber herrührt, so habe ich doch nur selten Veranlassung gefunden, den Herausgeber wegen seines verständigen Festhaltens an dem Wortlaut von A zu tadeln. Was B anlangt, so läßt sich nicht läugnen, daß viele seiner Auslassungen recht geschickt und vorsichtig, und wo es nötig war gut vertuscht sind. Die Entscheidung, ob nicht in der langen Liste von solchen Auslassungssünden der Hs. B, die Graef S. 10 zusammenmenstellt, doch auch ein paar Zusätze von A sich verstecken, ist recht schwer.

Kap. II behandelt die Heimat des Gedichtes; auf Mitteldeutschland hatte schon Lachmann hingewiesen. Die mundartlichen Reime sind auf S. 23—25 zusammengestellt[1]). Zu S. 23 bemerke ich, daß

1) Zur Vervollständigung trage ich nach: A. zum Vokalismus: *ſchouwen: getrouwen* 506. — B. zum Konsonantismus: *vân* (*vâhen*) ist im Reime noch belegt 363. 3697. 4345. 5340; *enphân* 337. 1774. 2732; *ſlân* (*ſlahen*). 1295. 2315.

brengen st. *bringen* nicht in die Lautlehre, sondern in den Wortschatz gehört; das ist hier besonders deutlich, wo eine andere Bindung *e* : *i* gar nicht vorkommt. Das Mitteldeutsche bewahrt eben zu dem Praet. *brâhte* auch richtig die schwache Form des Verbs im Infinitiv. Falsch ist es, wenn die sämtlichen Reime *Athânais* : *wîs*, : *î s*als quantitätsverschieden bezeichnet werden, mit noch mehr Recht müßte das ja bei den zahlreichen Reimen *Caſſinîa*: *dâ*, *sâ* geschehen. — Graef stellt dann die dialektischen Reime des Eraclius denen Herborts von Fritzlar gegenüber, wobei er sich bequemer und übersichtlicher nur an die ersten 5400 Verse des Trojaliedes gehalten hätte, an ein Stück vom Umfange unseres Gedichtes meine ich. Er gelangt zu dem Resultate, daß die Sprache Herborts einen ausgeprägtern mitteldeutschen Charakter habe, als die unseres Gedichtes, und will daher den Verfasser desselben, Otte, als einen südlichen Nachbar Herborts ansehen. S. 30 stellt er uns 'Nassau, Oberhessen, Unterfranken' zur Wahl, S. 45 scheint er sich deutlicher für 'Oberhessen oder die Wetterau' zu entscheiden. Er bemerkt nicht ausdrücklich, warum er türingische Heimat für ausgeschlossen hält: jedesfalls wegen des Mangels an Reimen mit übertretendem *-n*.

Die von Graef wiederholt (S. 26. 30) behauptete 'nahe Verwandtschaft' der Sprache mit derjenigen Herborts besteht aber, wenn man näher zusieht, fast nur in der Schwäche des inlautenden und auslautenden *h* (die Beispiele auf S. 24). Gerade die für das Hessische charakteristischen Bindungen *i* : *ie*, *u* : *uo*, *ô* : *uo*, *æ* : *ê* fehlen ganz. Ueber die wechselvollen Schicksale des mhd. *ie* und *uo* in den mitteldeutschen Gegenden hätte G. aus der Schrift v. Bahders Ueber ein vokalisches Problem des Mitteldeutschen immerhin einiges lernen können. Eine 5400 Verse umfassende Dichtung, die nicht ein einziges Mal die Kürzungen *ginc* (: *jungelinc*), *beſtunt* (: *kunt*) enthält, kann unmöglich nach Hessen gehören. Und wo kein solcher Reim *uo* : *u* vorkommt, da ist eine Monophthongierung des *uo* im Reim auf *û* erst recht undenkbar, also müssen die drei Reime 227 f. 2079 f. 3695 f. auch nicht als *zû* : *slæfeſtû*, : *jageſtû*, : *nû*, sondern wie bei Wolfram Willeh. 148, 19 *zuo* : *kumeſtuo* und in zahllosen Fällen *zuo* : *nuo* aufgefaßt werden. So schreibt Graef auch selbst ganz richtig v. 3557 f. *entuon* : *nuon* (vgl. Martin zu Dietrichs Flucht 2418)[1]).

2731. 3216. 3645. — *nâr* (*nâher*): *wâr* 703. — *nâ* (*nâh*): *Caſſinîâ* 543; : *ſâ* 1863; *dâ* 1410. 1553. 1640. 2883. 4022. — D. zur Flexionslehre: das Part. *vergân* (*vergangen*) : *wolgetân* 3095.

1) Den allein stehenden Reim *volfüeren* : *ſtiuren* 131 f. (der also *volfûren* : *ſtûren* geschrieben werden müßte) habe ich freilich übergangen. Beim gänzlichen Mangel einer Bindung *uo* : *û* ist die einmalige Bindung *üe* : *iu* recht auffällig; es ist

Noch weiter führt uns die Gestalt des Umlauts von *â* von Herbort weg, er lautet im Eraclius durchweg *æ* und wird im Reime von *ê* scharf geschieden. Nun reicht aber das md. *ê* für *æ* beim König vom Odenwalde (Germ. XXIII, 195 ff.) bis dicht an die schwäbische, im Renner und beim Mönch von Heilsbronn (Wagner Q. F. XIII) bis an die bairische Grenze, sodaß wir gewohnt sind, es als hervorragendstes Kennzeichen eines jeden mitteldeutschen Denkmals anzusehen. Wir würden also vom Standpunkte des Vokalismus aus kaum einen Grund haben, das Gedicht nicht als ein oberdeutsches zu bezeichnen, wenn nicht die häufigen Reime mit ausgefallenem oder abgefallenem *h* (*wîen: amien, ſiet: liet, versmân: hân, nâr: wâr, entschuot: guot, beveln: heln, beval: ſtal, hô: ſtrô*), das Part. *gelaht*, das Praet. *gelarte*, der Inf. *brengen* u. a. entschieden auf einen Grenzdialekt hinwiesen.

In solchen Fällen muß man zunächst den Wortschatz befragen, der oft viel deutlicher redet, als die Reime, die immerhin durch die Litteratursprache beeinflußt sein können und wohl auch hier nicht ganz frei von einem solchen Einfluß sind. Einen schüchternen Anfang hat denn auch G. S. 25 gemacht, aber von vorn herein befangen in dem Wahne, daß das Gedicht hessisch sein müsse, hat er nur nach mitteldeutschen Wörtern gesucht und deshalb recht wenig mundartlich interessantes gefunden. *entseben*, das einmal vorkommt, ist zwar ein für md. Denkmäler besonders charakteristisches Wort, findet sich aber auch bei den Baiern Wolfram und Heinrich von dem Türlin. *kurzebolt* ist aus dem Rother und der Crescentia, die aber nicht niederrheinisch, sondern oberbairisch ist, belegt; ein noch älteres bair. Beispiel gibt Schmeller I [2] 1298. Das Adj. *vast* ist allerdings md., auch die ganz seltenen *baltheit* und *verstrîten* kommen nur bei md. Autoren vor; *snaben* und *zouwen* aber finden sich mindestens ebenso oft in Baiern, für *geswâslîchen* und *gerœte* bietet

nicht unmöglich, daß hier eine alte Interpolation vorliegt (wie ja auch v. 2069 sich ein mitteldeutscher Interpolator verriet). Der Dichter fordert, sich der Mängel seiner Kunst bewußt, die *guoten tihtære* auf.

Swâ ich dar an missevar
von swaches ſinnes krefte,
daz sie ez mit meiſterſchefte
[*mir helfen volfüeren,*
rihten unde ſtiuren,]
behouwen und beſnîden.
daz ſuln ſie niht vermîden u. s. w.

Will der Dichter wirklich, daß andere sein Werk *volfüeren, rihten unde ſtiuren* sollen? oder wollte er nicht vielmehr lediglich die Vervollkommnung seiner Verse (das *behouwen und besnîden*) anempfehlen?

Lexer bairische und alemannische Belege genug. Für das angeblich mitteldeutsche Subst. *eren*, 'das aber auch in der Schweiz und in Schwaben, wie auch im Elsaß vorkommt' (Graef S. 26), will ich dies weite Heimatsgebiet noch durch einen Hinweis auf Schmeller I ² 129 erweitern.

Diesen wenigen, schwachen oder ganz hinfälligen Zeugen für mitteldeutsche Herkunft läßt sich nun aber eine ganze Reihe von Wörtern gegenüberstellen, die sich sonst nur aus oberdeutschen, zumeist nur aus bairischen Quellen belegen lassen. Ich verweise für die nachfolgende Liste im allgemeinen auf Lexer und füge nur die Stellen des Schmeller-Frommannschen Bayrischen Wörterbuchs ausdrücklich bei: *bachen* stm. 3434 (I 194); *erbarn* swv. 4930 (I 253); *gezal* adj. 5044. 5082 (II 1109. 1117); *grûz* stf. 1191 (I 1009); *gurre* swf. 1561 (I 932 f.); *hæl* adj. 3885 (I 1073); *flôzgalle* swf. 1441 (I 796); *wit* stm. 3954 (I 1053); *weizel* stm. 4805 (II 1059). Die Verwünschung v. 1066 *ſie hiezn in ſtrîchen der sunnen haz* wird vom Mhd. WB. aus Wolfram (Parz. 247, 26), Lichtenstein (Frd. 375, 26), Berthold von Regensburg (I 6, 26) belegt. Für die eigentümliche Wendung v. 2050, 51 *doch iſt manegiu diu nû treit ir friunt bî der zêhen* scheint Schmeller II ² 1101 ein etwas abweichendes Beispiel zu liefern: *Welche fraw nun bulſchaft pflegt, Die legs nit an die minſten zehen, Sie sol sich vor gar eben umbsehen.*

Wir werden somit den Eraclius auf die Grenze des bairischen und fränkischen Gebietes setzen müssen. Ein Versuch das Gedicht noch genauer zu lokalisieren, erscheint einstweilen zu gewagt, aber ich will doch auf dasjenige poetische Denkmal hinweisen, dessen sprachliche Eigentümlichkeiten denen des Eraclius am nächsten zu stehn scheinen. Es ist dies die etwa 50 Jahre ältere Deutung der Meßgebräuche, abgedruckt in Haupts Zeitschr. I 270—284, und dann mit der altbairischen Predigtsammlung, in der sie uns überliefert ist, in Kelles Speculum ecclesiae S. 144—157. Bei einem ausgeprägt bairischen Wortschatz und unzweideutigen Anzeichen des bairischen Vokalismus (*harte: worten* 39 f., *worten*: *widerwarten* 125 f.) hat dieses Reimwerk doch die gleichen Reime mit Ausfall oder Abfall des *h* wie unser Eraclius, nämlich (aus den entstellten Formen der Ueberlieferung umgeschrieben) *gewiet: sciet* 404, *liep* 155; *begiet: chniet* 346; *vân: getân* 294; *enphân: getân* 472, : *gân* 469; *ane vân: lân* 394. *ſtât*: *vât* 365,: *bevât* 317; *enphât: getwât* 232. 33; *Jerusalêm: geſcên.*

Diese beiden Denkmäler, Eraclius und Deutung der Meßgebräuche, dürfen wir ebensowenig schlechthin als mitteldeutsch bezeichnen, wie

wir die schwäbisch-augsburgische Litteratur, der ich demnächst außer Wernhers Maria auch den oberdeutschen Servatius und das sog. Hohenburger Hohe Lied zuzuweisen hoffe, mit dem Prädikat alemannisch belegen dürfen. Der Kanon des Mitteldeutschen, den Pfeiffer aufgestellt hat, ist eben noch weiterer Modifikationen fähig als in Weinholds hochverdienstlicher Mittelhochdeutscher Grammatik hervortreten. Ich füge hier ausdrücklich hinzu, daß sowohl Ernst Wülcker in seiner Dissertation Beobachtungen auf dem Gebiete der Vokalschwächung im Mittelbinnendeutschen (Frankfurt 1868) als K. v. Bahder in der oben angeführten Schrift den Eraclius verständigerweise aus ihrer Betrachtung fortgelassen haben. Schade, daß Graef diese Arbeiten nicht gekannt hat.

Für die Chronologie des Gedichtes wird in Kap. III S. 40 das Jahr 1204 als terminus ad quem wahrscheinlich gemacht: nach dieser Zeit hatte der Dichter keine Veranlassung mehr, sich über das griechische Kaisertum zu ereifern (v. 4462—67). Der früheste Zeitpunkt ergibt sich daraus, daß Otte nicht nur die Eneit, sondern auch den Erec kennt. Beides war bekannt und Graef hat sich darauf beschränkt, den von Behaghel für die Eneit und von Haupt für den Erec gesammelten Stellen einige andere von zweifelhaftem Werte hinzuzufügen. Den Einfluß namentlich Veldekes auf Ottes erzählende und dialogische Kunst darzustellen und die schöne Parallele Lavinia-Athanais auszuführen, bleibt noch eine anziehende Aufgabe. — Von den 17 Stellen, welche (S. 37. 38) für Kenntnis des Iwein angeführt werden, ist keine beweisend; auch die Bekanntschaft mit den Büchern 1—6 des Parzival müßte erst durch bessere Beweise gestützt werden. Und was S. 41 für Beziehung des Eraclius zu Gottfrids Tristan angeführt wird, sind lediglich typische Wendungen und Reime; ich hätte nicht geglaubt, daß jemand der verunglückten Anmerkung von Preuß (Straßb. Stud. I 14) ernstlich zustimmen würde. Und schließlich: daß Konrad Fleck den Eraclius gekannt habe, ist ja nach der Stelle über die Kraft des Steines (Flore 2891 ff.) wohl möglich, wird aber durch die weiter angeführten Verse nicht um einen Grad wahrscheinlicher gemacht. In Zusammenstellung von nichtssagenden Aehnlichkeiten wetteifert Graef fast mit dem auf diesem Gebiet unerschöpflichen Sprenger. Dem Anfänger aber ist es leichter zu verzeihen, wenn er den Wert seiner aus einer fleißigen und gründlichen Lektüre hervorgegangenen Sammlungen überschätzt, Herr Sprenger indessen sollte sich doch nachgerade einen Begriff von typischen Reimen erworben haben.

In Kap. IV wird das Verhältnis zur französischen Quelle, dem Gedichte des Gautier von Arras behandelt. Die Unter-

suchung ist überaus lehrreich und wird ergänzt und beleuchtet durch das was in Kap. VII über die Persönlichkeit des Dichters zusammengestellt wird. Mir scheint, daß kein einziger unserer höfischen Epiker, soweit ihre Quelle feststeht, durch die Vergleichung so gewinnt, wie Otte, der — das zeigt Graefs Darlegung — von der Litteraturgeschichte bisher mit Unrecht bei Seite gestellt worden ist. Seine ganze Meisterschaft zeigt er in der Figur der alten Kupplerin Morphea: die Intrigue, welche sie leitet, die Dialoge, welche sie beherscht, sind ganz vortrefflich. Was ihm abzugehn scheint, ist der Sinn für eine einheitliche, geschlossene Komposition. Allerdings war die Gefahr, zum Schluß auf Seitenwege zu geraten, schon durch das französische Gedicht gegeben, denn der Wunderknabe Eraclius der Novelle und der Kaiser Eraclius der Legende sind auch hier nur ziemlich lose verknüpft, und für einen deutschen Bearbeiter lag es nahe, das was die Kaiserchronik (Diem 341, 11—347, 32) über Eraclius und Cosdras bot hinein zu ziehen. Es hat mich unangenehm überrascht, daß Graef trotz Maßmanns Hinweis die Kchr. selbst nicht nachgeschlagen hat, und auf S. 60 f. von 'selbständig erfundenen Episoden' in der Schlußpartie redet, während nur von freier Ausführung des durch die Kchr. berichteten die Rede sein kann. Uebrigens hätten wir die alte Phrase von dem »feingebildeten, aber oberflächlichen Franzosen« und dem »gründlichen Deutschen« doch lieber begraben gesehen. Daß dieser Deutsche selbst ein gut Teil Frivolität besitzt, zeigt er an mehr als einer Stelle (so v. 1915 ff., 2019 ff. 2220 f. 2413. 4011 ff.). — Ueberraschend ist mir dann aber die Vermutung, daß der Dichter ein 'Fahrender' gewesen sei; sie läßt sich aus den wiederholten Seitenhieben auf die bösen Hofleute, die '*hovegallen*' keineswegs herleiten. In einem *gelarten man* (v. 136), der nach einer französischen Quelle mit voller Beherrschung der höfischen Kunstmittel arbeitet und dabei noch eine deutsche und eine lateinische Quelle direkt zu Rate zieht, der ferner seiner Vorlage eine hübsche Schilderung des Schulunterrichts (v. 396 ff.) und die etwas pedantisch ausführliche Beschreibung einer Briefausfertigung (v. 1785 ff.) hinzufügt, wird man doch eher einen Hofbeamten, einen notarius oder cancellarius etwa vermuten. Ich glaube, daß Graef den unhöfischen Wörtern, die er auf S. 75. 76 nach der jetzt etwas abgenutzten Jänicke'schen Schablone zusammenstellt, eine ganz falsche Bedeutung beigelegt hat. Man muß zum richtigen Verständnis und zur richtigen Anwendung derartiger Beobachtungen doch hinzunehmen, was schon 1854 Müllenhoff über die landschaftlichen Verschiedenheiten in der Entwickelung des höfischen Stils gesagt hat (Zur Gesch. der Nib. Not. S. 15, vgl. dazu Burdach, Rein-

mar u. Walther S. 137): »in Alemannien und am ganzen Oberrhein fand der epische Volksgesang wenigstens in der letzten Hälfte des 12. Jahrh. nur geringe Pflege, darin liegt ein Grund für die strengere Ausbildung des höfischen Stils in jenen Gegenden«. »In einem desto nähern Verhältnis zur Volkspoesie stehn dagegen die östlichen, die fränkischen und bairischen Dichter«. (Dort macht der Thurgauer Ulrich von Zatzikhoven, hier der Nachahmer Hartmanns Wirnt eine Ausnahme). Was Müllenhoff von dem epischen Volksgesang sagt, gilt auch von der erzählenden Poesie der Geistlichen, die sich an den Stil des Volksepos anschließen. Keine der zahlreichen Handschriften und Neubearbeitungen des Alexander, des Herzog Ernst, des Rolandslieds und besonders der Kaiserchronik ist vor dem 14. Jahrh. am Oberrhein nachweisbar, bei Hartmann, Gottfried, Konrad Fleck zeigt sich keine Spur einer Bekanntschaft mit diesen Dichtungen, wohl aber bei Eilhart, Veldeke, Wolfram, Herbort und Otte. Es hätte sich verlohnt die Stellen zu sammeln, welche der letztgenannte aus der Kaiserchronik, die er ja teilweise[1]) als Quelle benutzt, herübernimmt. Ich führe hier an: zu v. 1232 Kchr. Diem. 442, 4; v. 4945 Kchr. 323, 23. 346, 31; v. 5003 ff. Kchr. 161, 23 ff. (Rul. 148, 20 ff. 172, 7 ff.); v. 5015 f. Kchr 431, 10. 11 (Rul. 166, 6. 7); v. 5202 Kchr. 431, 10. 11 (Rul. 166, 6. 7); »v. 5202 Kchr. 346, 29. Der altertümliche Reim *ſtunt*: *tûſunt* 5573 f. findet sich in der Kchr. 10 mal; *gemarterôt*: *tôt* v. 5297 f. Kchr. 332, 16 f.; und weitere archaische Reime hat der Eraclius nicht.

In Kap. V der Einleitung behandelt Graef den Versbau. Bei der Sammlung der Apokopen und Synkopen wäre vielleicht ein ähnlicher Vergleich mit Herbort nützlich gewesen, wie ihn G. bei den Reimen versucht hat. Auch von der Seite der Metrik scheint sich die Annahme bairisch-fränkischer Heimat zu empfehlen. Das Kap. VI bringt fleißige und dankenswerte Zusammenstellungen über den Stil.

Was die äußere Erscheinung des Textes im allgemeinen anbetrifft, so möchte ich die aus den Reimen geschlossenen dialektischen Eigentümlichkeiten mehr durch die Schreibung zum Ausdruck gebracht sehen, auch im innern der Verse. Wenn *larte* (: *harte*) v. 3740 belegt ist, so war v. 136 zu schreiben *gelarter* st. *gelêrter* (wegen der Kürzung vor *rt* vgl. auch v. 270. 3636, wo beidemal *wort*: *gehort* zu lesen ist). — v. 1363. 1446 steht das swm. *vol* (: *wol*), also schreibe v. 1434. 1595 *volzende* st. *fulzende*. — v. 996. 2715 l.

1) Nicht nur wie G. S. 62 angibt, in v. 4436—84, sondern in der ganzen Schlußpartie.

beval st. *bevalh*, v. 4074 *bevoln* st. *bevolhen*. — *wien* und *zien* sind dreimal durch den Reim auf *amien*, *erznien* gesichert; also war die Schreibung ohne *h* auch einzuführen v. 207/8. 1247. 1747. 2383. 2427/28. 4478 u. ö. Ebenso schreibe man v. 1643 *ent/chuot* (: *guot*), v. 4946 */chuote*; v. 982 */mâten*, v. 1837 *nâten*, v. 662 *vervât* u. s. w. Einem fünfmaligen *niet* im Reime steht kein *niht* (etwa im Reime auf *geriht*, *gesiht* subst.) gegenüber, also ist nicht nur nach Anweisung von v. 2143 (*ge/chiet: beriet*) im v. 2283 f. *geschiet*: *niet*, sondern auch v. 2481 f. 2665 f. *ge/iet: niet* zu schreiben. — Da der Inf. *brengen* v. 77. 3483 im Reime steht, aber v. 1761 *bringe: teidinge*, so kann man über die Imperativform v. 2322 (Graef *brinc*) im Zweifel sein.

Ich schließe meine Recension mit ein paar Bemerkungen zu einzelnen Stellen, denen ich die Berichtigung einiger Druckfehler einreihe. v. 83. 84 (der nur in B überlieferten Einleitung) sind in der Form *von einem heiden, der — ez het genomen, daz gewan er* sicher verderbt; allein ich glaube, die Verderbnis steckt hauptsächlich in dem verdeutlichenden, aber unnötigen Zusatz *der ez het genomen*; ich halte sonach G.s Konjektur *von einem heidenischen man — derz het genomen, erz gewan* nicht für annehmbar, sondern vermute eher, daß etwa dastand *von einem wilden* (*vrechen*) *heiden, — der was vil unbescheiden* [1]). So schließt sich der folgende Vers *Cosdrôas was er genant* hübsch an und auch die häßliche Wiederholung des eben (v. 80) dagewesenen (*wider*) *gewan* wird beseitigt. — v. 368 l. *unlange* st. *unlanc*. — v. 395 würde ich das *für wâr* aus A beibehalten und v. 396 schreiben *do ez kam an daz fünfte jâr*. — v. 460 l. *überlas*. — v. 467 ist *iemer* wohl fehlerhaft für *iemen*: *daz im got gunnen wolde — — daz /elten ê vernomen i/t daz ez iemen geschæhe*. — v. 479 l. *wille* st. *willen*. — Zwischen 775 und 780 sind in der Zählung 3 Verse übersprungen. — v. 795. 96 sind wohl nach den fast gleichlautenden vv. 27. 28 zu emendieren: *daz machent witze und mîn /in, der ich ze guoter mâze rîche bin* (oder mehr nach A *daz machent witze und wî/er /in*). — v. 802 l. *ja erkenne ich* st. *da erkenne ich*. — An v. 845 ff. finde ich nichts anstößiges; Graef meint, *frouwe* für *nunne* sei unbelegt, aber für *klô/terfrouwe* hat Lexer Beispiele genug, und dazu halte man Tnugd. v. 48, wo es von dem Regensburger Kloster St. Paul heißt *dâ /int frouwen nunnen*. — v. 1161 l. *und ander /îne holden* [2]) st. */îner*. — Bei v. 1208, den Graef in einer Anmerkung ausführlich behandelt, fehlt leider

1) Vgl. auch v. 4489 *Cosdrôas ein heiden vil vermezzen*.

2) = Rul. 13, 33. Lanz. 6897.

gerade die Lesart von B, nach Maßmanns Text v. 1094 *daz ich niht übel hân gekouft.* — Das dem Herausgeber unverständliche *uns beiden* in v. 1210 bedeutet durchaus nicht 'ich und der Truchseß', sondern 'ich und mein Stein (sc. die wir beide eben die Probe glänzend bestanden haben)'. — v. 1262 l. *getar.* — v. 1341. 42 war zu schreiben *Campanje: Romanje,* wodurch das Verspaar 3 Hebungen klingend erhält. Mit der Schreibung der Eigennamen bin ich überhaupt nicht recht einverstanden, vor allem nicht mit der durchgängigen Accentuierung *Eraclîus,* während doch *Erâclîus* und *Erâcljus* die einzigen durch den Vers geforderten Formen sind. — v. 1383. 84 waren doch wohl die Formen *ze Lüteringen: ze Kerlingen* auch gegen das hsl. *ze Lüteringe: ze Kerlinge* einzuführen. — v. 1445 war die Ueberlieferung beider Hss. gegen Haupt (Graef S. 20) beizubehalten: *ez zeltet lützel und trabet wol*; gerade daß das Pferd kein Paßgänger, sondern ein scharfer Traber sei, soll hervorgehoben werden. — v. 1469 l. *war umbe ern niht entwerte* (wie 2799) st. *enwerte,* was gerade das Gegenteil sein würde. — v. 1545 würde ich die Lesart von *B ſît got die werlt werden lie* der von A *geſchuof ie* (: *nie*) vorziehen. — v. 1549 schreibe man wie 1485 *ros unde râvît.* — v. 1779 l. *ze ſtete* st. *ze ſtæte..* — v. 2007 l. *kumt.* — v. 2213 das den Vers überladende *sie sprach* ist zu streichen, da der Eingang der Rede *got lône iu* schon durch v. 2211 *und bôt dem wîbe guoten tac* vorbereitet ist. — v. 2241 l. *geordent.* — Die Formen *von got : bot* v. 2241 und *mit gebot : rot* v. 4577 werden durch keinen Reim (wie etwa Tnugd. 957 *(von) got: (der) ſpot*) gefordert. — Ist an der Stelle, wo vom Wankelmut der Frauen die Rede ist:

v. 2603 *daz was der künec Salmôn,*
der enphie von wîbe(n) boeſen lôn.

nicht eine älteste Anspielung auf die Morolfsage enthalten? — v. 2745 konnte die in der Anmerkung vorgeschlagene Aenderung *mans andern* für *man eines andern* ruhig in den Text gesetzt werden. — v. 3085 l. *mæzlîchiu* st. *mæzlîche.* — 3214 darf das Factitivum *belouchte* der Hs. nicht in *belûchte* verwandelt werden. — v. 4047 scheint B *an der wîle gerant* der Fassung von A *vil balde gerant* vorzuziehen. — Auch v. 4086 hat sicher B das richtige: '*wie ſtêt iur dinc? mugt ir genesen?*' gegenüber A: '*wie ſtêtz, ſît ir genesen?*' Daß die scheinbar schwer erkrankte Kaiserin schon wieder gesund sei, erwarten die Hofleute schwerlich, sondern nur eine Antwort, wie sie ihnen auch zu Teil wird: '*mir iſt*' *ſprach sie* '*ein lützel baz*'. — v. 4083 hätte das in A überlieferte *in (von der iſt in diſiu*

nôt beliben) nicht gestrichen werden sollen. — v. 4213 l. *nâr* (so 4 mal im Reim) st. *nâher*. — Nach 4305 würde ich ein Fragezeichen setzen: *des frâget min frouwen: ist ir kunt, ob ir liebe ist von mir geschehen?* — v. 4319 l. *grôzez*. — v. 4337 das in B fehlende *in* scheint auch in A *swie harte ich sie in erbolgen* der ungewöhnlichen Wortstellung nach erst vom Schreiber eingeschoben zu sein. — An den Versen 4478 ff. nehme ich keinen Anstoß, denn ich traue dem Dichter, wenn er auch sich einen *gelarten man* nennt, doch eher den historischen Schnitzer zu, welchen v. 4477 f. enthalten, als eine solche Breite und Ungeschicklichkeit des Ausdrucks, wie ihm bei der von Scherer vorgeschlagenen und von Graef angenommenen Lücke nach v. 4480 immerhin zur Last fiele. *ein künec ze Francrîche, Karle was er genant. dem dienten wälhischiu lant* kann nur Karl Martell sein: den großen Karl, den Karl des Rolandsliedes und der Kaiserchronik wird der Dichter nicht mit diesen Worten einführen. Nun wird diesem Karl Martell freilich mit Unrecht der Erwerb der Kaiserkrone nachgerühmt, aber der Zusammenhang ist ungestört, wenn es v. 4480 ff. heißt *ouch behaptez sîn sun sider, der was geheizen Pipîn. Karl was der sun sîn*[1], *der sît betwanc sô manec lant mit sîner ellenthaften hant.* Also: 'auf Karl folgte Pipin, und sein Sohn war Karl, der gewaltige Eroberer' (für den eben kein Beiwort weiter nötig ist, den jeder kennt). — v. 4922 wird dem Dichter durch die Schreibung *behüete* (: *güete* subst.) ein ziemlich unwahrscheinlicher Conj. Praet. mit Umlaut zugemutet; man wird wohl besser thun, ein unumgelautetes *guote* anzunehmen, wie es noch im 13. Jahrh. im Bairischen (und auch bei Wirnt) nicht selten ist, vgl. Weinholds Mhd. Gr. § 138.

Indem ich von der fleißigen und vielfach fördernden Erstlingsarbeit Graefs scheide, kann ich schließlich den Wunsch nicht unterdrücken, daß Herausgeber mhd. Dichtwerke sich künftig etwas enger an die Interpunktionsweise Lachmanns oder Haupts anschließen möchten. *als wîte, so sîn lant was,* (v. 4680); *er kam, dâ sîn hêrre was,* (v. 4153); *ichn wæne ie künec, sîn genôz,* (v. 4693) sind nur drei blind herausgegriffene Beispiele für den üppigen Gebrauch, der in der vorliegenden Ausgabe von dem Komma gemacht wird.

1) Man vgl. Rother ed. Rückert v. 3483 f. *Pipinchînes môder, von dem uns Karle sît bequam*, wo auch Karl d. Gr. zum ersten Male genannt wird.

Göttingen. Edward Schröder.

Les Ptomaïnes. Recherches chimiques, physiologiques et médico-légales de I. Guareschi et A. Mosso de l'Université de Turin, Membres de la Commission nommée par le Ministre de Grace et de Justice du Royaume d'Italie pour l'étude des moyens propres à l'existence de l'empoisonnement. Première partie. Rome, Turin, Florence. Hermann Loescher. 1883. 56 Seiten in gr. 8°. Mit 1 Tafel.

Wir freuen uns, ein Lebenszeichen der im Jahre 1880 von dem italienischen Justizminister eingesetzten Commissione Governativa par lo studio della prova generica del veneficio zu erhalten, umsomehr als wir daraus entnehmen, daß die Intentionen des um die Toxikologie so hochverdienten Selmi, des ersten Präsidenten der genannten Kommission, auch nach dessen für die Wissenschaft viel zu frühem Tode ihre Erfüllung finden. Was die vorliegende Schrift, die übrigens auch in italienischer Sprache in der von Albertoni und Guareschi herausgegebenen Rivista di Chimica medica e farmaceutica erschienen ist, uns bringt, sind ja Untersuchungen über die von Selmi zuerst genauer studierten Ptomaïne, deren Bedeutung für den gerichtlich medicinischen Nachweis der Gifte und in specie der Alkaloide gegenwärtig auch bei uns erkannt ist, Studien chemischer und physiologischer Art, um die Fehlerquellen zu eliminieren, welche die Fäulnis animalischer Substanzen bei der forensisch-chemischen Analyse zu bieten vermag und in vielen Fällen geboten hat. Es ist kaum zu bezweifeln, daß wenigstens in zwei italienischen Kriminalfällen die Entdeckungen Selmis unschuldig wegen Giftmords Angeklagten das Leben und ihre bürgerliche Existenz gerettet haben.

Die Untersuchungen Guareschis als Chemikers und Mossos als Physiologen liefern beide reichliche neue positive Thatsachen auf dem jetzt allgemein kultivierten Gebiete der Fäulnisalkaloide. Sie sind in der exaktesten Weise ausgeführt, und namentlich ist dem Faktum Rechnung getragen, daß fast in sämtlichen als Solventien benutzten Substanzen sich Pyridiebasen finden, welche im Amylalkohol sogar ½ per Mille betragen können. Wenn die Verfasser danach ihren Zweifel an die Richtigkeit der Resultate sämtlicher bisheriger Untersuchungen, welche unter Anwendung von Amylalkohol über Ptomaïne angestellt wurden, kundgeben, so geht das allerdings zu weit, da auch andere Arbeiter in diesem Gebiete nach Basen im Amylalkohol gesucht haben. So gibt z. B. Brieger ausdrücklich an, daß das von ihm isolierte sog. Peptotoxin von ihm im Amylalkohol gesucht, aber nicht gefunden sei. Berechtigter dürfte es gewiß sein, die Arbeiten, bei denen Schwefelsäure zur Ansäuerung benutzt worden ist, zu beargwöhnen. Denn das lehren die Versuche am frischen Fleische, daß das diese Säure benutzende Verfahren im Stande ist, Ptomaïne

zu erzeugen, die ohne Anwendung der Säure nicht daraus extrahierbar sind. Das ist ein wichtiger Fingerzeig für gerichtliche Analysen, welches das Stas-Ottosche Verfahren mit Beihülfe von Weinsäure vor dem die Schwefelsäure benutzenden von Dragendorff jedenfalls einen Vorzug gibt.

Das vorliegende Heft ist nur den Ptomaïnen gewidmet, welche aus faulender Gehirnsubstanz und faulendem Fibrin dargestellt wurden. Sie hatten wie das Peptotoxin von Brieger eine »curareähnliche« Wirkung, wenn wir diesen Ausdruck nach den Ausstellungen, welche Guareschi und Mosso dagegen erheben, noch gebrauchen dürfen. Dieselben sind nämlich der Ansicht, daß die vulgäre Anschauung, das Curare lähme die peripheren Nervenendigungen, keinesweges erwiesen sei und daß es sich bei der Curarevergiftung um einen Vorgang des Absterbens der Nerven handle, wie er überhaupt dem normalen Absterben zukomme. Wir müssen die Auseinandersetzungen über diese Frage, in denen zwei Giftklassen unterschieden werden, von denen die eine, wie das gewöhnlich der Fall, die peripheren Nerven eher als die Nervencentren, die andre beide ziemlich zu gleicher Zeit vernichten, der Beachtung der Physiologen dringend empfehlen. Daß die sensiblen Nerven in der Narkose durch Chloroform, Aether u. s. w. noch reizbar sind, wenn in der betreffenden Extremität die Motilität bereits völlig erloschen ist, muß in der That als ein Faktum betrachtet werden, welches einen Parallelismus der anscheinend heterogensten Gifte andeutet.

Daß es noch andere als curareähnlich wirkende Ptomaïne gibt, — das fragliche Ptomaïn ist nach der Elementaranalyse von der Formel $C_{10}H_{13}N$ oder $C_{10}H_{15}N$ und würde in ersterem Falle dem Tetrahydromethylchinolin von Jackson entsprechen, mit dem es auch sonst Analogie zeigt — wird übrigens auch von Guareschi und Mosso bestätigt, welche dieselben zum Gegenstande einer weiteren Arbeit machen wollen.

Ein interessantes Faktum ist auch das Auffinden von Methylhydantoin im frischen Muskel (auch im Liebigschen Fleischextrakte), welches aus Kreatin bisher ebenso wenig wie Ptomaïne durch Einwirkung von Milch- oder Essigsäure erhalten werden konnte.

Theodor Husemann.

Berichtigung zu No. 13.

S. 520 muß es im letzten Absatze der Anzeige Prof. Pischels heißen: Herr Ziemer hat das Unglück gehabt, bisher fast nur von Dilettanten und guten Freunden recensiert zu werden, die ihn bewundert und geschont haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. *Bechtel*, Direktor der Gött. gel. Anz., Assessor der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften.
Verlag der Dieterich'schen Verlags-Buchhandlung.
Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner)